

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 64 (1924)

Artikel: Georg Leonhard Hartmann, 1764-1828
Autor: Schiess, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Georg Leonhard Hartmann

1764—1828.

Von Dr. Tr. Schieß

Herausgegeben

vom

Historischen Verein des Kantons St. Gallen

Mit einer Tafel und zahlreichen Illustrationen



St. Gallen

Druck der Buchdruckerei Zollikofer & Cie.

1924.



A. L. Gustavoni

Georg Leonhard Hartmann

1764—1828.

Von Dr. Tr. Schieß

Herausgegeben

vom

Historischen Verein des Kantons St. Gallen

Mit einer Tafel und zahlreichen Illustrationen



St. Gallen

Druck der Buchdruckerei Zollikofer & Cie.
1924.



VORWORT.

Nicht den grossen Männern allein darf die Geschichtforschung ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sondern sie muss, soll anders ein wahres Bild der Vergangenheit erstehen, auch den Kleinen Beachtung schenken, und wäre es nur darum, weil erst der Vergleich mit ihnen den Maßstab für die richtige Einschätzung der Grossen gewährt. Ganz besonders kann die auf ein engeres Gebiet sich richtende Geschichtschreibung sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Denn nicht jedes Land hat einen Cäsar, nicht jeder Landesteil einen Zwingli oder einen Jenatsch, nicht jeder kleine Ort einen Keller oder einen Böcklin hervorgebracht; wohl aber haben zu allen Zeiten Männer, die mit berühmten Zeitgenossen nicht in Wettstreit treten konnten, an ihrem Ort und im kleineren Kreise sich hervorgetan und in Politik oder Wissenschaft, in Kunst oder Religion bestimmend eingewirkt auf ihre Umgebung. Den einzigartigen Grossen stehen sie als typische Erscheinungen gegenüber und haben als solche Bedeutung auch für die allgemeine Geschichte. Mit anderm Mass aber hat die Lokalgeschichte zu messen, und was der umfassenden Betrachtung als klein erscheinen muss, gewinnt in ihrem engeren Rahmen selbständige Geltung und eine gewisse Grösse. In diesem Sinn möge der nachstehende Beitrag zur innern Geschichte St. Gallens am Ausgang des achtzehnten und in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts aufgenommen werden.

„Aus dem Leben eines Geringen“ hat Ulrich Hegner eine seiner Erzählungen betitelt. Die gleiche Ueberschrift könnte, richtig verstanden, auch diesem Lebensbild vorangestellt werden. Denn es befasst sich mit den Geschicken, dem Wirken und Streben eines Mannes, der nie sich zu den bevorzugten Günstlingen Fortunas zählen durfte, sein Leben lang auch in seinem kleinen Kreise in zweiter Linie stehen musste, weder in der Kunst noch in der Politik oder in der Wissenschaft es zu führender Stellung brachte und nicht einmal von seinen Mitbürgern stets nach Gebühr geschätzt wurde. Und doch gewährt die Betrachtung dieser schlichten Persönlichkeit Einblick in ein reiches geistiges Leben, und unter der unscheinbaren Hülle birgt sich ein grosses Mass jener stillen, entsagungsvollen Arbeit, die im lauten Getriebe der Umwelt so leicht übersehen wird und doch unentbehrlich ist zum Gedeihen des Ganzen.

* * *

Ueber Georg Leonhard Hartmann hat schon im Jahre 1879 Prof. Dierauer im Historischen Verein einen Vortrag gehalten, dem für die Jugendjahre Hartmanns Autobiographie, für die spätere Zeit ein von Dr. Zollikofer verfasster Nekrolog¹⁾ zugrunde gelegt war. Der Vortrag wurde im Februar 1885 in der Neuen St. Galler Zeitung veröffentlicht und fand gewissermassen eine weitere Ausführung durch die Mitteilung einiger Kapitel aus

¹⁾ S. „Uebersicht der Verhandlungen der St. Gallischen naturwissenschaftl. Gesellschaft im Jahre 1827—1828“, S. 44—51; dieser Nekrolog ist von Peter Ehrenzeller fast im vollen Wortlaut und mit einem eigenen Zusatz in die „Jahrbücher der Stadt St. Gallen“, 1828, S. 105 ff. aufgenommen worden; einen französischen Auszug enthalten die „Verhandlungen“ der Allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften, 14. Jahrgang (1828), S. 81 ff.

der Biographie in Heft 2–4 der Dierauerschen „Analekten“ (1890–1892). Ausser diesen im Druck vorliegenden Quellen sind für die folgende Darstellung die eigenen Publikationen Hartmanns und sein auf der Stadtbibliothek liegender handschriftlicher Nachlass herangezogen worden. Alle in Betracht fallenden Schriften hier aufzuzählen, erscheint unnötig, da sie fast sämtlich im Nachfolgenden besprochen werden. Hervorzuheben sind ausser den ungedruckten Partien der Autobiographie einige Blätter mit tagebuchähnlichen Aufzeichnungen, die bei dem Briefwechsel liegen, und ein im Jahr 1797 von Hartmann angelegtes „Verzeichnis meiner vorhabenden und wirklich fertigten Schriften und Kunstwerke“, das in der Hauptsache aus kurzen, jeweils am Schluss des Jahres abgefassten Uebersichten, gleichsam Rechenschaftsberichten, besteht und bis Ende 1827 fortgeführt ist, dazu vor allem der Briefwechsel. Dieser muss nach Wilhelm Hartmanns Tod (1862) mit dessen eigenem Briefwechsel und anderen Aufzeichnungen durch Schenkung oder Kauf ins Stadtarchiv gekommen sein, wo er in Vergessenheit geriet und erst bei der Verlegung des Archivs in das neue Bibliothekgebäude wieder entdeckt wurde. Er enthält eigentlich nur die an Hartmann gerichteten, nicht die von ihm geschriebenen Briefe. Glücklicherweise sind aber im Briefwechsel Wilhelm Hartmanns zahlreiche Schreiben des Vaters erhalten, die eine höchst erwünschte Ergänzung der anderweitigen Quellen bilden. Aus ihnen sind, um nicht die Darstellung durch ihre Aufnahme zu beschweren, einige teils für Vater und Sohn, teils für die damaligen Zustände in St. Gallen besonders kennzeichnende Stücke in ihren wichtigeren Partien in einem Anhang mitgeteilt.

Das Titelbild gibt ein Oelgemälde wieder, das nach einem Vermerk von Prof. Dierauers Hand im Jahr 1877 als Porträt Hartmanns für die Stadtbibliothek erworben worden ist. Die übrigen Illustrationen sind, mit Ausnahme der beiden von Hegi gestochenen Bilder aus den Neujahrsstücken für 1809 und 1810, dem wenig umfangreichen künstlerischen Nachlass Hartmanns entnommen, der ebenfalls in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird.

kommt eine weite Zeit nach dem Tod Hartmanns, als die Stadt die Sammlung an die Stadtbibliothek gab, und zeigt eine aufmerksame und interessante Aufzeichnung des sozialen Lebens in St. Gallen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um eine Zeichnung, die wahrscheinlich von einem unbekannten Künstler erstellt wurde, und zeigt verschiedene Szenen aus dem täglichen Leben in St. Gallen. Die Zeichnung ist in einem hellen Farbton gehalten und zeigt verschiedene Gebäude, Menschen und Tiere. Die Szene ist sehr detailliert und zeigt viele verschiedene Aspekte des städtischen Lebens.

Die Zeichnung zeigt verschiedene Gebäude, Menschen und Tiere. Die Szene ist sehr detailliert und zeigt viele verschiedene Aspekte des städtischen Lebens. Die Zeichnung ist in einem hellen Farbton gehalten und zeigt verschiedene Gebäude, Menschen und Tiere. Die Szene ist sehr detailliert und zeigt viele verschiedene Aspekte des städtischen Lebens.



G. L. Hartmann del.

St. Gallen zu Anfang des XIX. Jahrhunderts.

F. Hegi sc.

Aus dem Neujahrsstück für 1809.

I. Herkunft, Jugend-, Lehr- und Wanderjahre.

Georg Leonhard Hartmann und sein Sohn Wilhelm haben stets eine Ehre darein gesetzt, einem Geschlechte anzugehören, das sich mit Vorliebe der Kunst und den Wissenschaften gewidmet habe. Dieser Ruhm genügte ihnen aber nicht; vielmehr spielte dem sonst recht kritisch veranlagten und entschieden demokratisch gesinnten Vater der Familienstolz den Streich, dass er seine Abstammung nach einer alten Tradition auf eine adelige oder doch freigeborene rätische Familie mit dem Namen Alpinus zurückführen wollte, woraus dann der Sohn gar ein adeliges Geschlecht de Albula bildete. Als im Jahr 1182 der st. gallische Abt Ulrich von Tägerfelden, zugleich Bischof von Chur, auf die Bischofswürde verzichtete, um sich ganz seiner Abtei zu widmen, soll in seinem Gefolge ein Angehöriger dieses rätischen Geschlechtes mit dem Vornamen Hartmann aus der Heimat ausgewandert und vom Abt mit einem Stück Landes bei Schwarzenegg in der Gemeinde Grub beschenkt worden sein, das nach ihm Hartmannsrüti benannt wurde. Bei seinen Nachkommen, die nur Landbau trieben, sei hierauf der alte Geschlechtsname in Abgang gekommen und Hartmann an seine Stelle getreten. Einer von ihnen, Peter Hartmann, zog 1471 nach St. Gallen, wo sein Enkel Matthäus im Jahr 1525 die Aufnahme ins Bürgerrecht erlangte.

Wieder ein Enkel des ersten Bürgers aus dem Geschlecht Hartmann, Leonhard mit Vornamen (1600–1664), war nach Georg Leonhards Erzählung unter dessen Vorfahren der erste, der sich durch künstlerische Begabung auszeichnete. Er war Sattler von Beruf, besass aber auch mathematische Kenntnisse und war dem Pfarrer Michael Zingg behilflich bei der Ausführung eines kunstvollen astronomischen Uhrwerkes, zu dem dieser während seines Aufenthaltes in St. Gallen den Plan entworfen hatte. Auch mit Feldmessungen und Anlage von Pumpwerken, sowie mit Anfertigung musikalischer und mathematischer Instrumente soll der Sattlermeister sich befasst haben, dazu ein tüchtiger Bildschnitzer gewesen sein; als sein bestes Werk wird ein in Sandstein gehauener geharnischter Schweizer genannt, der auf dem Brunnen am Bohl (vor dem Gasthaus zum Hecht) gestanden habe.

Endlich soll durch ihn die Kunststickerei, auf die er sich ebenfalls verstand, in St. Gallen in Aufnahme gekommen sein. Wie viel Wahres in diesen Angaben steckt, lässt sich nicht mehr entscheiden, da eine Familienhandschrift, auf der sie beruhen, bisher nicht wieder aufgefunden werden konnte. Doch erwecken die Angaben der beiden Hartmann über ihre Vorfahren den Eindruck, dass sie durch die Vorliebe für ihr Geschlecht sich gerne verleiten liessen, alles im günstigsten Lichte zu sehen.

So wird von beiden ein noch erhaltenes vortreffliches Porträt des Sattlers Leonhard einem Sohn desselben Namens Daniel (1632–1711) zugeschrieben, der es, von mehrjährigem Aufenthalt in Venedig heimgekehrt, schon in seinem 24. Jahre gemalt haben soll. War wirklich er der Maler des Bildes, so darf man unbedenklich von allen Angehörigen des Geschlechtes, die sich der Kunst gewidmet haben, diesen Daniel als den begabtesten bezeichnen. Leider soll er aber der geringen Bezahlung wegen bald eine flüchtige Manier angenommen haben, sodass seine späteren Porträte, von denen mehrere erhalten sind, hinter jenem ersten weit zurückstanden. Auch sein Sohn Hans Anton (1675–1752) sollte Porträtmaler werden, verlegte sich aber mehr auf Stillleben; in Bern, wo er von 1725–1731 lebte, waren nach Angabe seiner Nachkommen gute Proben seiner Kunstscherfertigkeit zu sehen. Nach St. Gallen zurückgekehrt, nahm er die Stelle eines Mesners der St. Mangenkirche an und übte daneben seine Kunst aus.¹⁾ Er hatte einen Sohn Daniel (1721–1777), der ebenfalls zur Malerei angehalten wurde; doch heisst es von ihm, er habe es nie über das Kopieren hinausgebracht und den Kunstschatz des Vaters und Grossvaters verliederlicht.

Ausser dem Maler Daniel hatte der Sattler Leonhard Hartmann noch zwei jüngere Söhne, Hans Leonhard und Jakob. Letzteren nahm beim Tod des Vaters, da er erst im zehnten Jahre stand, der älteste Bruder zu sich und zog ihn zu seinem Gehilfen heran; er leistete aber in der Kunst nur Geringes und starb in jungen Jahren. Der mittlere Bruder wurde Buchbinder, und seine Söhne wandten sich dem Handel und Gewerbe zu. Dagegen zeigte einer seiner Enkel, Georg mit Namen, wieder grosses mechanisches Geschick, indem er wichtige Verbesserungen an den Webstühlen anbrachte; auch soll er die Fabrikation geblümter Stoffe in St. Gallen eingeführt haben. Er hatte einen Bruder Hans Leonhard, dessen drei Söhne in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als geschickte Zeichner und Modellstecher in gutem Ansehen standen und auch von Lavater wegen ihrer Erfindungen gerühmt wurden. Von Georgs eigenen Söhnen aber wandte der älteste, Daniel geheissen (1733–1807), nach längerem Schwanken sich wieder der Malerei zu. Sein Sohn Georg Leonhard berichtet darüber folgendermassen: „Er ward über zwanzig Jahre alt, ohne dass man ernstlich in ihn drang, sich einem bestimmten Berufe zu widmen. Endlich kam ein schlechter Porträtmaler Namens Koch hieher, bei welchem er für eine kurze Zeit Unterricht nahm und nun auch ein Maler zu sein glaubte. Hernach freute er sich noch ein paar Jahre seiner Jugend in dem Pays de Vaud, kam nach Hause zurück und heiratete im dreissigsten Jahre seines Alters eine Thurgöwerin, Maria Ursula Friedrich,²⁾ die als Dienstmagd bei seinen Eltern war.“

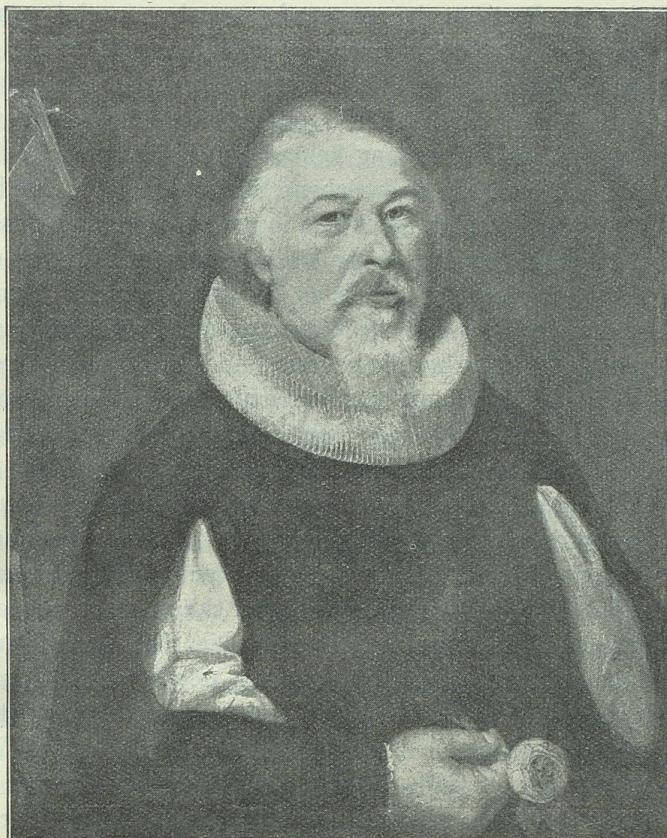
Das älteste Kind aus dieser Ehe war Georg Leonhard Hartmann, der am 19. März 1764 geboren und schon am folgenden Tag getauft wurde. Ihn traf im zweiten Lebensjahr das Unglück, dass eine Magd ihn auf der Strasse rücklings über ihre Schulter fallen liess und im Bemühen, ihn noch zu erhaschen, selbst auf ihn stürzte und ihn arg quetschte. Er erlangte zwar mit der Zeit den Gebrauch seiner Glieder wieder, blieb aber, da Schulter

¹⁾ Vergl. „Baudenkmäler“, S. 314 u. 324. ²⁾ Von Bürglen, 1738–1803.

und Hüfte unproportioniert wuchsen, zeitlebens verunstaltet. Doch war er ein aufgewecktes Kind und wurde deshalb schon mit zweieinhalb Jahren in eine Winkelschule geschickt zu einer Frau in der Nachbarschaft, die für sechs Kreuzer wöchentlich Kindern, die zu Hause überlästig waren, mit Ohrfeigen das Buchstabieren, Syllabieren und den Heidelberger Katechismus beibrachte. Vom sechsten Jahre an besuchte der junge Hartmann das Gymnasium, d.h. die Knabenschule im St. Katharinenkloster, und fand wegen seiner Katechismuskenntnisse gleich Aufnahme in die 3. Klasse; nach zwei Jahren wurde er in die 4. und schon nach einem weiteren halben Jahr in die 5., die oberste Deutschklasse, versetzt. Da er zu jung war, um mit ihr, wie es die meisten Schüler zu tun pflegten, seine Schulzeit abzuschliessen, liess ihn sein Vater die 1. Lateinklasse besuchen; schon nach anderthalb

Jahren trat er, da Sohn und Vater vom Nutzen des Lateinischen gleich gering dachten, in die Französischklasse über, „etwas Nützlichs zu lernen“. Doch auch dieser Sprache konnte er wenig Geschmack abgewinnen und verliess darum die Schule, sobald ihm nach Vollendung des zwölften Jahres der Austritt nicht mehr verweigert werden konnte.

Wenig erbaulich klingt die Schilderung, die Hartmann von dem damaligen Gymnasium seiner Vaterstadt entwirft. Sicherlich konnte es nicht als eine Musterschule bezeichnet werden; aber mehr, als dieser Bericht erwarten liesse, muss die Anstalt doch geleistet haben. Hartmann, der seine biographischen Aufzeichnungen erst in weit späterer Zeit abgefasst hat, wo er als Erziehungsrat und Aktuar dieser Behörde die verbesserten Schuleinrichtungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts genau kennen gelernt hatte, ist in der Beurteilung, wie ihm das gerne begegnete, nicht ganz gerecht und legt ihr den Maßstab dieser späteren Jahrzehnte zu Grund. Wie wenig er überhaupt in seinem Urteil zur Nachsicht hinneigte, davon zeugen die Angaben, die er über seinen eigenen Vater macht, der nun sein Lehrmeister wurde. Er hatte nämlich beim Austritt aus der Schule auf die Frage, welchen Beruf er jetzt ergreifen wolle, wie er sich ausdrückt, „bloss aus Affenliebe, zu werden, was mein Vater sei,“ den Malerberuf erwählt und wurde nun Lehrjunge im väterlichen Geschäft. Dass man ihn da so streng hielt wie nur irgend einen Lehrling, möchte noch angehen, wenn er dabei wenigstens etwas Tüchtiges lernte. Aber statt dem erstrebten



Leonhard Hartmann, 1600—1664.
Nach Oelgemälde im Besitz der Stadtbibliothek.

Ziele, ein Porträtmaler zu werden, auch nur einigermassen nahezukommen, musste er Farbe reiben, Möbel oder auch Zimmer anstreichen und Vergolderarbeiten ausführen. Nur wenn es keine solche Arbeit zu verrichten gab, wurde er zum Zeichnen angehalten; doch war der Vater, der ihn darin unterrichten sollte, selbst wenig sicher. In dem Gefühl, dass er trotz aller Anstrengung keine Fortschritte mache, verlor der angehende Maler alle Lust zur Arbeit, und die übertriebene Strenge, mit der die Eltern ihn im Gegensatz zu seinen Brüdern behandelten, weckte in ihm die Vermutung, dass er nicht ihr rechtes Kind, sondern eine Art Findling sei; ja, er fasste sogar den Plan, zu entlaufen und „in einem waldichten Felsental hinter dem nächsten Berge an unserer Stadt“ als Einsiedler zu leben; doch liess ihn eintretende kalte Witterung die Ausführung vertagen.

Der Malerlehrling hatte unter Aufsicht seines Vaters auch einige Knaben aus besseren Familien im Zeichnen zu unterrichten. Von ihnen erhielt er Bücher geliehen, in denen die damals sich regende neuere pädagogische Richtung und Geistesströmung zur Geltung kam, wie Weisses Kinderfreund, Raffs Naturgeschichte etc. und Lavaters Schweizerlieder. Durch ihre Lektüre, der er sich mit grösstem Eifer hingab, wurde in ihm der Trieb nach Erweiterung seiner Kenntnisse geweckt. Mehr und mehr verlor sich jetzt die förmliche Scheu vor dem Studium, die er in der unteren Schule eingesogen hatte, und auch von der Theologie erhielt er aus seiner Lektüre einen besseren Begriff, als der Konfirmandenunterricht ihm beigebracht hatte. Die Eltern machten ihm oft bittere Vorwürfe wegen Vernachlässigung der Arbeit; indem sie aber dabei Aeusserungen taten wie: „Du solltest Pfarrer werden, wenn Du doch immer nur lesen willst,“ brachten sie selbst ihn auf den Gedanken, Theologie zu studieren. Die Mutter nahm Anstoss daran, dass in diesem Fall am Ende gar ihr Gatte, der seit einem Jahr Obermesner zu St. Laurenzen war, in die Lage kommen könnte, dem Sohn aufzutreten zu müssen. Der Vater war weniger bedenklich und gab nach Rücksprache mit dem Dekan seine Einwilligung.

So wurde Hartmann im Juli 1779 Student des Gelehrtenkollegiums seiner Heimatstadt. Auch in dieser Schule aber fand er nicht, was er dort gesucht hatte, und gab deshalb nach drei Jahren, überdrüssig des sinnlosen Memorierens und halbkrank vor Ueberanstrengung, die ehrgeizigen Pläne auf. Von seinem Bericht über die Gelehrteneschule gilt das gleiche, was mit Rücksicht auf die untere Schule gesagt wurde. Er urteilt offenbar nicht gerecht, und die Anstalt muss doch besser gewesen sein, als sie in seiner Schilderung erscheint; dafür gibt neben andern tüchtigen Männern, die aus ihr hervorgegangen sind, er selbst Zeugnis. Doch mag es nicht ganz unberechtigt sein, wenn er mehr Nutzen als aus den Lehrstunden für sein späteres Leben aus der daneben eifrig betriebenen Privatlectüre gezogen zu haben meinte, die sich ausser auf Naturgeschichte auf die Werke der deutschen Dichter und auf alte Schweizerchroniken erstreckte.

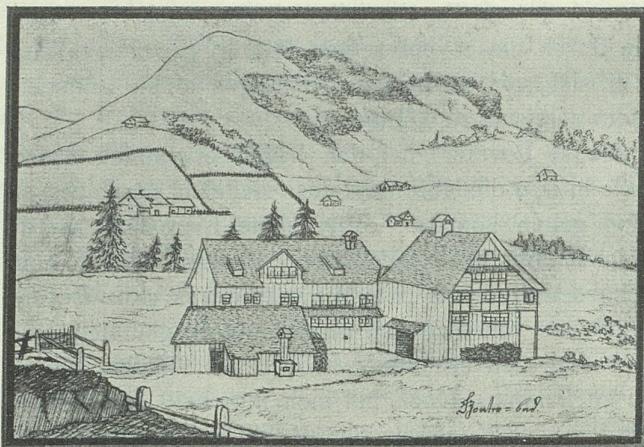
Er kehrte nun zur grossen Befriedigung seiner Eltern zum Malerberuf zurück, führte alle im väterlichen Geschäft vorkommenden Arbeiten aus und durfte wohl ohne Ueberhebung sich schmeicheln, dass er Aufträgen, die etwas grössere Kunstfertigkeit erforderten, besser als sein Lehrmeister gerecht zu werden wisse. Doch trotz einem gewissen Stolze auf seine Geschicklichkeit ahnte er, dass ihm zum richtigen Künstler noch gar viel mangle, und studierte deshalb eifrig Füsslis Geschichte der besten Künstler der Schweiz. Um sich fortzubilden, malte er Vögel, die er selbst geschossen hatte, nach der Natur und zeichnete für den Stadtarzt Dr. Bernhard Wartmann zwei Tafeln Fische, die in Blochs ökonomischer Naturgeschichte erschienen. Auch andere Arbeiten führte er für den Doktor

aus und fertigte auf einer Alpenreise, auf der er ihn begleiten durfte, nach der Natur Zeichnungen z. B. vom Gonterbade an, durch die er bei seinen Mitbürgern einiges Ansehen gewann. Befriedigt aber fühlte er sich von all diesen Leistungen nicht, wünschte vielmehr dringend, zu besserer Ausbildung reisen zu können.

Ein Besuch, den um diese Zeit „Sankt Lavater“ bei den früher erwähnten nahen Verwandten Hartmanns machte, erweckte in ihm die Hoffnung, dass vielleicht durch dessen Fürsprache seine Wünsche in Erfüllung gehen könnten. Aber seine Erwartung wurde enttäuscht. Ein anderer Bürgerssohn, der nachmalige Kupferstecher Laurenz Halder, fand mehr Gnade, vielleicht, wie der Zurückgesetzte meint, „weil Lavater etwas ganz Besonderes an seiner Nase oder, was weiss ich wo, sah und weil wieder andere glaubten, weil Lavater sprach.“ Ganz unberechtigt ist nach den erhaltenen Proben von Halders Kunstfertigkeit Hartmanns Erbitterung kaum zu nennen. Doch bot sich ihm bald eine andere Gelegenheit, nach Zürich zu gehen, indem der Kupferstecher Matthias Pfenninger, der einen Verlag von Schweizerprospekten hatte und für seine Illuminierfabrik junge Leute gebrauchen konnte, ihn aufforderte, für einen Monat probeweise zu ihm zu kommen.

Am 1. August 1785 trat der nun schon Einundzwanzigjährige mit seinem Bruder Silvester, der eben seine Lehre als Knopfmacher vollendet hatte, die Reise nach Zürich an und fand Aufnahme in Pfenningers Haus. Die ersten Versuche im Illuminieren misslangen aber gründlich, weil sie ohne jede Anleitung unternommen wurden. Doch auch nachdem ein Arbeiter Pfenningers dem Neuling solche erteilt hatte, wollte es ihm nicht nach Wunsch gelingen, und er verzweifelte daran, es je in dieser Kunst weit zu bringen, „da ich“, wie er berichtet, „merkte, dass zur Hervorbringung der Farbennuancen alle Regeln unzureichend seien und das meiste auf etwas beruhe, das mir mangle, ohne noch zu wissen, was es eigentlich sei.“ Als nun vollends Pfenninger einen Kontrakt entwarf, in dem er für die Einführung in seine Kunst (die Kupferstecherei), bei mehrjähriger Lehrzeit, ein überaus hohes Lehrgeld forderte, während Hartmann nur das Radieren bei ihm hatte erlernen wollen, gingen sie noch vor Ablauf des ersten Monats auseinander.

Eine Unterstützung von zu Hause und das Honorar für eine Radierung, das Wildkirchli darstellend, die Dr. Wartmann bestellt hatte, halfen Hartmann über die nächsten Wochen hinweg. Durch die Vermittlung von Salomon Gessner, an den er sich wandte und der ihm freundlich Gehör schenkte, und des Malers Freudweiler fand er jetzt Aufnahme bei dem Landschaftsmaler Johann Kaspar Kuster in Winterthur. Ein grosser Künstler war dieser nach dem Urteil seines Schülers nicht, mehr ein geschickter Praktikus; er hatte aber damals noch zahlreiche Aufträge für Staffeleigmälde, während er später sich der Flachmalerei zuwandte. In dem halben Jahr, das Hartmann vermöge einer Unterstützung von Seiten des Junkers David Gonzenbach von St. Gallen in Winterthur verbringen konnte, fand er bei Kuster immerhin Gelegenheit, sich fleissig im Zeichnen zu üben und mit dem Oelmalen zu beginnen. Dazu hatte er Verkehr mit mehreren tüchtigen Künstlern und gab sich dem Fachstudium mit solchem Eifer hin, dass er „darüber selbst die Literatur vergass und nur kein Buch mehr las“. Die Proben der erlangten Kunstfertigkeit, die er nach Hause sandte, gefielen so sehr, dass die Unterstützung noch für einige weitere Monate gewährt wurde. Eben in dem Moment aber, wo er ihrer am dringendsten zu bedürfen meinte, „indem ich bisher gerade so weit kam, den Sinn wahrer Kunst endlich zu fassen, ohne noch die Geschicklichkeit erlangt zu haben, sie auch ausüben zu können“, versiegte diese Quelle. Sein Lehrmeister Kuster meinte freilich, Theorie habe er jetzt genug; ihm fehle



Gonterbad.
Federzeichnung von G. L. Hartmann.

einzig noch die Praktik, für die er ihm auf das Frühjahr eine Empfehlung an den Tapetenmaler Nothnagel in Frankfurt geben wolle.

So kehrte denn der junge Künstler im Juli 1786 nach St. Gallen zurück, in der Absicht, daselbst während der besseren Jahreszeit noch mehr nach der Natur zu zeichnen und im Winter sich in der Oelmalerei zu üben. Aber durch Arbeit für den Vater wurde er oftmals davon abgehalten und musste dann erst noch unerquickliche Auseinandersetzungen mit der Mutter be-

stehen, ehe ihm ein Teil des Verdienstes zugestanden wurde.

Um diese Zeit kam der bekannte Kupferstecher Adrian Zingg, Lehrer an der Kunstabademie in Dresden, aus Anlass einer Schweizerreise auch nach seiner Vaterstadt St. Gallen. Da Hartmanns Vater ihn aus jüngeren Jahren kannte, machte er einen Versuch, durch seine Fürsprache für Georg Leonhard eine Unterstützung zu erlangen, damit dieser seine Studien in Dresden fortsetzen könnte. Aber die Manier der vorgewiesenen Zeichnungen befriedigte den Meister nicht, und nachher erfuhr Hartmann von Kuster, dass Zingg in Winterthur geäussert hatte, er glaube, der junge Mann habe kein Gefühl, und zudem wären die St. Galler Gulden nicht ausreichend für ein Studium in Dresden. Ähnlich mochte Zingg auch in St. Gallen sich ausgesprochen haben. Unter diesen Umständen musste der Abgewiesene froh sein, dass wenigstens Kuster seine Zusage hielt und ihm durch seine Empfehlung Beschäftigung in Frankfurt verschaffte.

Am 18. Mai 1787 trat Hartmann zu Fuss seine Reise an, setzte sie von Schaffhausen weg grösstenteils mit der Post oder andern Fahrgelegenheiten fort und traf am Pfingstdienstag (29. Mai) in Frankfurt ein. Zu seiner grossen Enttäuschung erfuhr er hier, dass Nothnagel eine Änderung in seinem Geschäftsbetrieb vorgenommen hatte und nur wenig Tapeten mehr malen liess. Immerhin fand er Arbeit und Gelegenheit, sich in der Technik zu vervollkommen, da die Auswahl der Kompositionen, welche er für Tischblätter auf Wachstuch malen sollte, ihm überlassen war und er die Stücke kopieren konnte, bei denen es für ihn etwas zu lernen gab. Er war darum in späterer Zeit selbst der Ansicht, dass er gut getan hätte, in dieser Malereifabrikation länger auszuhalten. Er hatte aber nach den ersten Wochen nach Hause berichtet, wie wenig geeignet die Stelle in Frankfurt sei, ihn in der Kunst zu fördern, und dringend um einige Unterstützung gebeten, damit er nach Düsseldorf reisen könne. Daraufhin liess ihm Pfarrer Stähelin 8 Louisdor anweisen mit der Erklärung, dass dies das letzte sei, was man für ihn tun könne. Noch vor Ende September verliess darum Hartmann Frankfurt wieder und reiste, meist zu Schiff, rheinabwärts, nicht ohne die gute Gelegenheit zum Zeichnen und zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten zu benützen. Doch nötigte ihn die Rücksicht auf seine geringe Barschaft, die Reise von Bingen an etwas zu beschleunigen. Am letzten September langte er in Düsseldorf an und fand hier durch Vermittlung des Zürcher

Landschaftsmalers Johann Kaspar Huber, an den ihn Kuster empfohlen hatte, eine passende Unterkunft. Den ganzen Monat Oktober widmete er dem Studium der Galerie, deren erster Anblick ihn förmlich berauschte. Landschaften, die er vor allem suchte, fand er allerdings nur in geringer Zahl und wählte deshalb zum Kopieren ein Tierstück von Wilhelm Romain. Huber nahm sich seiner aufs freundschaftlichste an, lud ihn in sein Haus ein, stellte ihm seine ganze Kunstsammlung zur Verfügung, liess ihn beim Malen zusehen und erteilte ihm Rat bei seinen Arbeiten. Er hatte damals Auftrag, für einen Herrn von der Reke einige Gegenden in der Mark zu zeichnen, die darauf illuminiert herausgegeben werden sollten, und war bereit, seinem jungen Landsmann das Radieren und Illuminieren zu übertragen. Hierdurch und durch Privatunterricht, den er einem Fräulein von der Borch, Tochter des holländischen Gesandten in Stockholm, im Radieren erteilte, konnte Hartmann sich die Mittel für einen längeren Aufenthalt in Düsseldorf beschaffen. Ehe die Arbeit für Huber begann, zeichnete und malte er für sich und suchte sich die nötigen Kenntnisse in der Perspektive zu erwerben.

Das Illuminieren, das während des Jahres 1788 Hartmanns Hauptbeschäftigung bilden sollte, gewährte ihm nur geringe Anregung, und da die Absicht bestand, den ersten beiden Prospekten, von denen je 400 Exemplare zu erstellen waren, vier weitere folgen zu lassen, und somit Beschäftigung auf längere Zeit hinaus in Aussicht stand, so sah er, um nicht durch die eintönige Arbeit ganz abgestumpft zu werden, sich nach Hilfe um. Da nun sein noch zu erwähnender Freund Ehrenzeller, der gleich ihm vom Theologiestudium zur Kunst übergegangen war, damals beim Maler Freudweiler in Zürich mit geringem Erfolg arbeitete, forderte er ihn auf, zu seiner Unterstützung nach Düsseldorf zu kommen. Vom April bis zum Oktober waren beide wetteifernd bemüht, Ruhrgegenden zu illuminieren. Die geringe Befriedigung, welche die stete Wiederholung gewähren konnte, wurde Hartmann noch vergällt durch die nicht länger abzuwendende Erkenntnis, dass er für die Arbeit ungeeignet sei, weil seine Augen bei guter Sehschärfe die feineren Farbtöne nicht genügend unterschieden. Als ihm daher im Herbst die Stelle eines Zeichenlehrers in der Familie des Freiherrn von Syberg auf Kemnade in der Mark Berg angetragen wurde, ging er gern darauf ein und überliess die Illuminierarbeit dem Freunde.

Mit dem Weggang von Düsseldorf bricht die Lebensbeschreibung Hartmanns, der die Erzählung bis hierher folgen konnte, unvermittelt ab. Aus der Handschrift sind die Kapitel, welche den zweimaligen Schulbesuch des Knaben und Jünglings und seine dazwischenliegende und nachfolgende Ausbildung für den Malerberuf in St. Gallen, Zürich-Winterthur und Frankfurt-Düsseldorf schildern, durch Prof. Dierauer herausgegeben worden um der Bedeutung willen, die ihnen für die Erkenntnis der damaligen Schulverhältnisse in St. Gallen und des Kunstbetriebes in der Ostschweiz zukommt. Doch auch die übrigen Abschnitte dieser Biographie, die in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild von dem kleinbürgerlichen Leben und Streben jener Zeit bietet, wären trotz einiger Längen der Veröffentlichung wohl wert. So einfach der erzählte Lebenslauf ist, folgt doch der Leser mit warmem Anteil der lebendigen Darstellung des Entwicklungsganges einer durchaus originellen Persönlichkeit, die auf mancherlei Irrwegen einem hohen Ziele zustrebte, ohne vorerst sich darüber klar zu werden, dass ihre natürliche Begabung für das gewählte Fach unzureichend war und ihre Anlagen mehr nach anderer Richtung hinwiesen. Leider fehlt zum Abschluss der Lehr- und Wanderjahre ein letztes Kapitel, in dem über den etwa ein und ein viertel Jahr dauernden Aufenthalt in Kemnade und über die Heimkehr zu berichten gewesen

wäre. Das ist um so mehr zu bedauern, als gerade dieser letzte Abschnitt von Hartmanns Wanderzeit durch freudige und schmerzliche Erlebnisse und Erfahrungen sicher nicht bedeutungslos gewesen ist für seine geistige Entwicklung und seine Charakterbildung.

* * *

Freundschaft und Liebe.

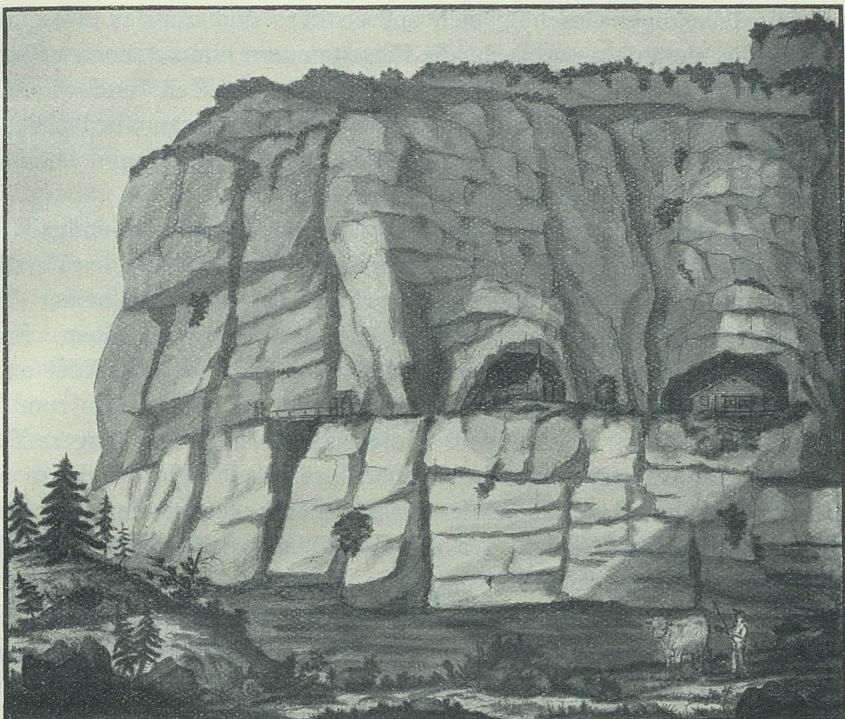
Dem Bilde des jungen Hartmann würden wesentliche Züge fehlen, wenn der bisherige Bericht nicht durch einige Mitteilungen über sein Innenleben ergänzt würde. Wer nur den späteren, durch widrige Erfahrungen verbitterten Hartmann kennt, würde schwerlich auf die Vermutung kommen, dass er, dessen herbe Kritik oft fast abstossend wirkt, jemals für Schwärmerei empfänglich gewesen sei. Und doch ist auch er ein echter Sohn des empfindsamen Zeitalters gewesen. Er erzählt in der Lebensbeschreibung von den schwärmerischen Gefühlen seiner Studienzeit, wie es ihn sogar schön deuchte, ein Opfer der Wissbegierde zu werden; denn er sagte sich: „Nach was du izt strebst und (was du) auf dieser Erde doch nur unvollkommen erkennen lernst, wird dir mit dem Eintritt in die Ewigkeit auf einmal lichthelle. Und dieser Gedanke, die Harmonie der Schöpfung zu begreifen, erhab mich über die Liebe zum Erdenleben ebensosehr als den Pietisten sein Schauen des Lammes auf dem Throne und die Einstimmung in das himmlische Halleluja.“ Und dabei war es nicht etwa nur um eine Modekrankheit zu tun, die der Jüngling durchmachte und rasch überwand, sondern auch in weit späterer Zeit noch konnte der anscheinend so prosaische Mann die schwermütigen Gefühle des Sohnes teilen.

Auch Freundschaft und Liebe, ohne die Schwärmerei und Empfindsamkeit kaum denkbar sind, fehlten nicht. In dem Bericht über den Besuch der heimischen Gelehrtenschule sagt Hartmann: „Bedeutsamer als durch die Studien selbst ward mir diese Periode durch die Bekanntschaften, in welche ich gelangte, die mir das Glück der Freundschaft gewähren sollten und zum Teil auch wirklich gewährten. Mein Ideal von Freundschaft stand hoch, sehr hoch. Die damaligen Verhältnisse vermochten es nicht zu erreichen; aber was ich denselben gemäss erwarten konnte, erhielt und leistete ich.“ Zwei der Studiengenossen waren es, an die er sich näher anschloss. Der eine, Christoph Fehr,¹⁾ gewann ihn dadurch, dass er bei einer Neckerei durch die andern ihn bat, doch nicht an der von jenen geübten Verfolgung teilzunehmen; das sei ihrer nicht würdig. Der zweite war der schon genannte Daniel Ehrenzeller,²⁾ der als Freund Fehrs in die engere Gemeinschaft aufgenommen wurde. Die drei pflegten gemeinsame Lektüre und suchten einander durch gegenseitige Kritik freiwillig abgefasster Aufsätze in der Stilistik zu fördern. Von Austausch schwärmerischer Gefühle und erhabener Gedanken, wie er Hartmanns Ideal entsprochen hätte, wird nicht berichtet. Dazu war vor allem Fehr nicht geschaffen.

Andere Freunde ausser diesen zweien nennt die Biographie nicht, und doch hat Hartmann noch in den Jugendjahren in Zürich einen Freund gefunden, dessen Ideal nicht weniger hoch stand und mit dem er in der Folge jahrelang Briefe voll schwärmerischer Betrachtungen über Freundschaft und voll tiefsinniger Gedanken wechselte. Vielleicht sollte

¹⁾ Christoph Fehr, Sohn des Stadtarztes J. J. Fehr, 1765 geboren, 1787 ins Ministerium aufgenommen, endete 1791 durch Selbstmord. ²⁾ Daniel Ehrenzeller, nicht zu verwechseln mit dem im letzjährigen Neujahrsblatt (S. 27) genannten jüngeren D. E., 1765 geboren, gab 1800 seinen Beruf als Maler auf und trat in den Verwaltungsdienst über; er starb 1836.

ein eigenes Kapitel, das nicht mehr geschrieben wurde, darüber berichten. Justus Hössli von Glarus, Student der Medizin in Zürich, später bis zu seinem frühen Tod (April 1795) Arzt in seinem Heimatort, war dieser Freund nach Hartmanns Herzen. Nachdem ein Brief, den letzterer abgeben sollte, ihre Bekanntschaft vermittelt hatte, liess nahe geistige Verwandtschaft sie rasch vertraut werden, und es genügte ihnen nicht, einan-



Das Wildkirchli.
Illuminierter Stich von G. L. Hartmann.

der gefunden zu haben, sondern auch die beiderseitigen Freunde sollten an dem Bund teilhaben. Hössli schätzte sich glücklich, seinen Studiengenossen Johann Ulrich Schär dem wieder in der Vaterstadt weilenden Freunde zu empfehlen, und wollte mit dessen St. Galler Freunden wenigstens durch seine Schilderung Bekanntschaft schliessen. Auch Schär hat dann Briefe ähnlicher Art an Hartmann gerichtet; aber die Verbindung wurde nicht dauernd unterhalten. Hössli dagegen hing mit unverbrüchlicher Treue an Hartmann und nahm den Briefwechsel nach kürzeren Unterbrechungen stets wieder auf, schrieb selbst in seinen letzten Lebensmonaten, als er schon von verzehrender Krankheit erfasst war. Ja noch am Tag vor seinem Tode richtete er an Hartmann einige Zeilen liebevollen Dankes für die ihm geschenkte Freundschaft und gedachte seiner selbst in der letzten Stunde.

Nur einmal haben die Freunde einander wiedergesehen, im August 1794, wo Hartmann der oft wiederholten Einladung nach Glarus Folge leistete. Trotz jahrelanger inniger Vertrautheit redeten sie einander noch immer mit dem förmlichen Sie an. Erst nach dem Zusammensein wurde durch Hartmann von St. Gallen aus das brüderliche Du angetragen und von Hössli mit freudigem Dank angenommen. Da Hartmanns Briefe nicht vorliegen, könnte nur aus den Antworten des Freundes darauf geschlossen werden, dass dessen Hingabe von seiner Seite in vollem Mass erwidert wurde, wenn nicht ein direktes Zeugnis dafür sich erhalten hätte in einem kleinen Blatt, auf dem er, vielleicht erst lange nach Hösslis Tode, die Erinnerung an ihr Wiedersehen festgehalten hat. „Nachmittags“, schreibt er, „spazierten Hössli und ich an dem Ufer des Wallensees. Trennung und Wiedersehen war der Inhalt unsers Gesprächs. Was war natürlicher, als dass der Fittig der Schwermut uns bald unter seinen Schatten nahm. Die Einsamkeit unseres Pfades,

wo kein lebendiges Geschöpf sich spüren liess und nur das Plätschern der Seewellen die Todesstille eintönig unterbrach, die Felsenmauern himmelshoch neben dem schmalen Ufer aufgetürmt, — da entrückte uns die Phantasie der Zeit, und wir schwärmtten im Meere der Ewigkeit, — da, an den Ufern dieses Sees, schwuren wir den Seelenbund ohne Worte; da ahnte uns, wir möchten einander nicht mehr sehen, und doch versprachen wir uns regelmässige Besuche in Zukunft.“

Solch einen Seelenfreund hat Hartmann nicht mehr gefunden. Doch scheint die Anziehungskraft, welche das kräftige, ungekünstelte und bei aller Verständigkeit keineswegs nüchterne Wesen dieses jungen Menschen noch heute in seiner Erzählung ausübt, wo immer er hinkam, ihm die Altersgenossen gewonnen zu haben. So liegt noch ein von Ergebenheit zeugender Brief vor, den ein westfälischer Kandidat an ihn richtete.

Auch zarte Gefühle für das andere Geschlecht blieben dem zum Jüngling Gewordenen nicht fremd. Er berichtet davon, wie er als Malerlehrling längere Zeit aus der Ferne für ein Mädchen schwärzte und ihm noch während mehrerer Jahre eine stille Verehrung widmete. Während seines Winterthurer Aufenthaltes sodann kam er öfters auch in das Haus von Kusters Oheim, der als Autodidakt sich vom Flachmaler zum geschätzten Porträtmaler emporgearbeitet hatte. So freundlich aber der Hausherr ihm entgegenkam, fühlte er doch bald noch in höherem Grade sich durch dessen Tochter angezogen, von der ihn dünken wollte, dass ihre Liebe ihn zum Höchsten befähigen würde. Er legte in einem Briefe dem Vater offen seine Gefühle dar und wurde nicht ganz abgewiesen; doch meinte Kuster, es sei für beide Teile besser, sich nicht so früh zu binden. Im folgenden Winter glaubte Hartmann eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, um den Gegenstand seiner Verehrung zu einem Besuch in St. Gallen bei seinen Eltern einzuladen; aber eine ungeschickte Wendung in dem Schreiben an den Vater trug ihm eine strikte Ablehnung nicht nur der Einladung, sondern auch der erhofften Verbindung ein, die damit begründet wurde, dass Eltern und Tochter sich nicht in eine Trennung finden könnten.

Mit einem edelmütigen Schreiben entsagte der betrübte Liebhaber. Das beste Mittel, um Genesung für sein verwundetes Herz zu finden, schien ihm, dem Vorbild nachzueifern, das in Jung-Stillings Erzählung Theodore von der Linde der Bruder der Helden durch den Versuch, ein etwas verdorbenes, aber begabtes Mädchen zu retten, ihm darbot. Begeistert von diesem grossmütigen Beginnen, näherte er sich der Schwester seines Freundes Ehrenzeller, die durch eine Liebelei zu Klatsch Anlass gegeben hatte. Und diesmal wurde er nicht zurückgewiesen; sondern das etwa sechsundzwanzigjährige Mädchen kam seinen Absichten entgegen und liess ihn ahnen, dass sich ihm Gelegenheit biete, geistige und moralische Schätze zu heben. Er trug ihr Herz und Hand an, wagte aber vorerst nicht, sich den Eltern zu entdecken. Erst unmittelbar vor der Abreise nach Frankfurt eröffnete er ihnen, dass er nach der Rückkehr sich mit der Ehrenzellerin, die er von einer besseren Seite kennen gelernt habe, verheiraten wolle. Wider Erwarten machten sie keine Einwendungen, sondern luden das Mädchen ein zum Essen, nach dem der Tausch der Verlobungsringe stattfand. Unmittelbar darauf trat der beglückte Bräutigam seine Reise an.

Tagebuchfragmente aus der Zeit, die Hartmann in Kemnade verlebte, lassen erkennen, dass das Verhältnis sich bis in das Jahr 1789 hinzog. Doch hatte der Liebhaber inzwischen eingesehen, dass er sich getäuscht habe, und auch der als Aegle angeredeten Freundin waren Zweifel an seiner unveränderten Gesinnung aufgestiegen, deren Berechtigung er allerdings nicht zugeben wollte. „Meine erste und letzte Liebe“, schrieb er, „wird immer

dieselbe bleiben, eine sanfte Freundin, die Sinn hat für die Schönheiten der Natur, für erhabene Tugenden und stille Freuden, die auch das Wonnegefühl der Wehmut kennet, meine Einsamkeit versteht und sie mehr achtet als Assembleen im transparenten Saale.“ Er sei aber zur Erkenntnis gekommen, dass sie in ihrer Denkungsart einander stets fern bleiben würden, und müsse ihr deshalb mit blutendem Herzen sagen: „Leben Sie glücklich — ohne mich.“ Wohl suchte der Bruder Ehrenzeller von Düsseldorf aus zu vermitteln; aber Aegle war zu tief gekränkt und gab den Ring zurück.

Schwerlich konnte der Ungetreue ihre Absage schon in Händen haben, als er in sein Tagebuch schrieb: „Noch ehe ich wusste, warum, war mir immer schon so, als ob ich einst kein st. gallisches Mädchen zur Frau haben möchte.“ So sehr hatten inzwischen seine Gefühle sich geändert. Ein Fräulein Wilhelmine von Lenhof, das er in Kemnade kennen lernte, hatte das Bild der Freundin in der Heimat verdrängt und war bereit, ihn für die erlittene Enttäuschung zu trösten. Schon war das neue Versprechen so gut wie richtig; aber auch Zweifel wollten sich schon regen: „es sei nicht genug Feuer bei und gehe alles zu sehr den gewöhnlichen Schlender“, wollte ihn dünken. Gleichwohl wurde der Treuschwur gewechselt, und alles schien sich gut anzulassen, bis ein Bruder des Fräuleins, der zuerst einverstanden gewesen war, sich hartnäckig widersetze. Darüber erbittert, fasste Hartmann den Entschluss, die Geliebte zu entführen, und gewann auch ihre Mutter dafür. Aber alles ging verkehrt; weil wider Erwarten der Bruder anwesend war, konnte Hartmann sein Mädchen nicht einmal sehen. Sie wurde an einen andern Ort, zu einem Schwager, gebracht und ergab sich darein, dass „die Heirat offenbar nicht Gottes Wille sei.“ Auch in Hartmann machten, je länger die Sache sich hinzog, um so stärker Zweifel sich geltend, und als im Juli 1789 die Geliebte ihm schrieb, „sie habe gar keine Neigung mehr; alles könne mir nicht helfen,“ da beschied er sich mit dem Entschluss, ihrem Andenken bisweilen noch eine stille Träne zu weihen.

Trotz dieser schmerzlichen Erfahrung fiel ihm der Abschied von Westfalen nicht leicht; denn er hatte dort liebe Freunde gewonnen, und noch lange Jahre stand ein Fräulein von Syberg, das seine Schülerin gewesen war, mit ihm in brieflicher Verbindung. Ein Tagebuchblättchen gibt Aufschluss über Hartmanns Gefühle am letzten Morgen: „Da der Abschied geschehen war, in dem ich wie vertaumelt dastand, da fühlte ich auf einmal den Verlust, und meine Tränen flossen stromweise. Mein Frühstück war Weinen. Mit unausprechlichen Empfindungen wanderte ich durch das Tal. Noch war alles stille; nur der Fluss rauschte in einem immer gleichen, melancholischen Ton. Dämmerung lag noch über die ganze Gegend, und Luzifer funkelte hoch mir zur Linken. Aber, wie die Sonne emporstieg, wurde auch dem gepressten Herzen wieder etwas weiter, und ich verlor mich in der schönen Schöpfung, je heller und weiter sie sich vor mir ausbreitete.“

Am 7. Dezember bestieg Hartmann in Düsseldorf die Post und legte die Reise nach Hause in etwa elf Tagen mit einem Aufwand von rund drei Louisdors zurück, nicht ohne allerlei Erlebnisse, von denen kurze Notizen Kenntnis geben: „Wilde Pferde im Duisburger Walde; zwischen Koblenz und Limburg Räubergerüchte; zwischen Limburg und Frankfurt musste in der Nacht der Wagen ausgegraben werden,“ — und zuletzt noch: „Gefahren auf dem Bodensee“.



Vignette. Stich von G. L. Hartmann.

II. Beruf und erste wissenschaftliche Betätigung.

Die Rückkehr nach St. Gallen bedeutete für Hartmann den Abschluss einer trotz aller Beschränkung gewiss nicht unglücklichen Jugendzeit und mehrerer von romantischem Schimmer verklärter Wanderjahre. Nun galt es für den unvermerkt ins Mannesalter Uebergetretenen, unverzagt den Kampf mit dem Ernst des Lebens aufzunehmen und zu erproben, wie viel von den Zukunftsträumen, denen er in müßigen Stunden nachgehängen hatte, sich in die Tat umsetzen lasse. „Vorausgesetzt, ich ziehe nach St. Gallen“, hatte er in Kemnade einmal in sein Tagebuch geschrieben, „so will ich meiner Republik dienen; ich will alles Mögliche tun, ihr Ehre zu machen, ich will ihre noch verborgenen Vorzüge ans Licht ziehen. Aber, wie wird sie mich unterstützen?“ Und dabei war es nicht die Kunst, deren Ausübung zum Preise der Heimat ihm in erster Linie vorschwebte, sondern er dachte weit mehr an Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte, Litteratur und Naturhistorie. Dass es ihm nicht leicht fallen dürfte, seine geringen Kenntnisse in diesen Fächern zu vervollkommen und sich die erforderlichen Hilfsmittel zu beschaffen, verhehlte er sich keineswegs und meinte darum, er könnte ja nötigenfalls sich auch auf eines dieser Gebiete beschränken oder am Ende doch der bildenden Kunst treu bleiben, da er sich befähigt glaubte, durch sie „in eine bessere Lage zu kommen, als noch kein Maler in St. Gallen war“.

In der rauen Luft der Vaterstadt zerstoben die stolzen Träume nur allzu rasch und machten kühler Erwägung Platz, die ihn bald die einzige mögliche Entscheidung treffen liess. Er entsagte allen hochfahrenden Plänen und entschloss sich, den erlernten Beruf in der Weise seines Vaters auszuüben. Sein früherer Lehrmeister Kuster, dem er brieflich davon Kenntnis gab und seine Bedenken darlegte, erwiderte darauf im Januar 1791: „Dass Sie sagen, Sie finden von Tag zu Tag mehr, dass Sie nicht zu einem Maler taugen,“ sei ihm unverständlich. Gewiss erfordere es viel, ein guter Maler zu werden. Aber Hartmann sei vor vielen bevorzugt, habe gute Einbildungskraft, ein sehr gutes Gefühl für das Schöne und einen unternehmenden Geist, ganz anders als der furchtsame Ehrenzeller. Freilich hätte er sich noch mehr ausbilden und länger in der Fremde bleiben sollen. Sicher

habe Ehrenzeller ihn zur Heimkehr veranlasst, um von ihm in der Ausführung seines Planes unterstützt zu werden; denn dass der grosse Pinsel (des Flachmalers) für Hartmann solchen Reiz besitze, dass er seinetwegen mit der Rückkehr geeilt habe, sei ihm undenkbar. Er tue aber recht daran, nachdem er einmal da sei, zum Pinsel zu greifen.

Diese Aeusserungen Kusters deuten darauf hin, dass die Freunde sich zu gemeinsamer Ausübung des Malerberufs verbunden hatten, und damit stimmt auch der weitere Inhalt seines Schreibens überein. Er teilt nämlich, einem Wunsche Hartmanns nachkommend, einen Artikel der Winterthurer Malersatzung vom Jahre 1629 mit, wonach kein fremder Flachmaler, geschweige denn ein ungelernter, den verbürgerten Meistern ins Handwerk pfuschen und ein Maurer keinen Anstrich mit Oelfarbe, sondern nur mit Kalk- oder Wasserfarbe machen durfte. Mit der Berufung auf dieses Verbot der Winterthurer Satzung gedachte wohl Hartmann unliebsame Konkurrenz fremder Flachmaler und Maurer abzuwehren. Dass er wirklich, wie Kusters Brief vermuten lässt, dem Zwang der äusseren Umstände sich fügend, zum Handwerk herabgestiegen war, bestätigt eine Notiz aus dem Jahr 1794. Während bis dahin von erfolgter Berufung auf jene Winterthurer Verordnung nichts verlautet, lag in diesem Jahr ein Anlass dazu vor, und es mag jetzt auf sie hingewiesen werden sein bei Gelegenheit der Einsprache, die im Juli von den in St. Gallen verbürgerten Kunstmälern, Stadtrichter Jeremias Reiner und den beiden Freunden Hartmann und Ehrenzeller, erhoben wurde, als ein Maurer, der eine Bürgerstochter geheiratet hatte, um Annahme als Hintersäss nachsuchte. Sie begründeten die Einsprache damit, dass schon bisher ihnen der Maurer argen Eintrag getan habe, von Gewährung seines Gesuchs aber noch schlimmere Schädigung für sie zu gewärtigen sei, und hatten damit Erfolg. Die Abweisung des Maurers kann nicht befremden; auf einen bedenklichen Tiefstand der Kunstabübung in St. Gallen aber lässt der Umstand schliessen, dass im amtlichen Protokoll die Bezeichnung Kunstmaler für gelernte Flachmaler angewandt ist.

Ob Hartmann wirklich den grossen Pinsel selbst geführt hat, ist nicht bekannt; war es der Fall, so wollte er damit auf die Anwendung der erworbenen höheren Fertigkeit nicht verzichten. Vielleicht auch beschränkte er sich mehr auf die Geschäftsleitung und widmete sich vor allem den Aufträgen, die einigermassen ins Gebiet der Kunst einschlugen. Aber sie waren selten, und wenn sein Freund Hössli nie versäumte, ihn auf den Adressen seiner Briefe als „berühmten Maler“ oder „Landschaftsmaler“ zu betiteln, so weiss von diesem Ruhm der eigene Sohn nicht viel zu melden, sondern berichtet, es sei damals für einen Kunstmaler in St. Gallen nur geringer Verdienst gewesen, so dass sich sein Vater bald beinahe ausschliesslich auf die Wissenschaften verlegt habe. Diese Angabe wird durch Hartmanns eigene Notizen wie durch seinen ziemlich düftigen künstlerischen Nachlass bestätigt, und auch das wenige, was sonst über seine Beschäftigung in diesen Jahren bekannt ist, steht mit ihr nicht in Widerspruch.

Fast den einzigen Hinweis auf geschäftliche Beziehungen bilden in dem erhaltenen Briefwechsel drei Blättchen von Lavaters Hand, denen zufolge Hartmann für ihn auf Bestellung einige Zeichnungen, die aber nicht befriedigten und erst noch zu teuer befunden wurden, angefertigt, dazu ihm einige Kupferstiche und ein kleines Oelgemälde verkauft hatte. Ausserdem lassen die Briefe des Fräulein von Syberg erraten, dass er gelegentlich Arbeiten nach Westfalen sandte, für die er wohl Bezahlung erhielt. Er selbst führt in einem später aufgestellten Verzeichnis eigener Werke als ein Oelgemälde, das er ausgeführt habe, eine „Surporte“ auf, „für den izzigen Herren Decan Stähelin anno 1791 gemalt“.

Im übrigen wird kaum eine Arbeit von Bedeutung genannt, und auch der Nachlass enthält, von naturwissenschaftlichen Abbildungen abgesehen, nur einige Bleistift- und Tuschezeichnungen, Figürliches und Landschaften, aus diesen Jahren.

Der Zürcher Maler Pfenninger, dem Hartmann im Juli 1794 über die traurigen Verhältnisse in St. Gallen geklagt hatte, war nicht ganz einverstanden. Wohl habe er sein Schreiben mit Teilnahme gelesen; „aber niemals fiele mir ein, unter uns gesagt, eine so traurige, freudenlose Jeremiade zu erwarten. Nicht, mein Freund, als ob Sie sich ohne Grund über Ihre guten Mitbürger beklagten, nicht als ob ich glaubte, dass nicht wirklich Gefühllosigkeit, Stumpfheit für Kunst und Kunstsinn in ihren Mauern grassieren. Nur das einzige ist darüber im allgemeinen zu Nutz und Frommen der Herren St. Galler vorzuwenden, dass sie nämlich über diesen Artikel nichts Ausschliessendes, sondern ohne Widerred das Vorurteil mit allen Kleinstädtlern in Europa gemein haben.“ Das belegt er mit seinen eigenen Erfahrungen und spricht Hartmann zu, sich dadurch nicht entmutigen zu lassen.

„Was haben Sie mit den St. Gallern zu tun? Wann Sie etwas Gutes herausgeben, werden es die Fremden schon kaufen, wie meine Sachen auch, und am Ende Ihre St. Galler von selbst zurückkommen.“ Doch es war nicht nur das Zutrauen zu den Mitbürgern, was Hartmann fehlte, sondern in ebenso hohem Masse dürfte ihm der Glaube an sich selbst gemangelt haben. Als er später, im Jahr 1807, zu seinem persönlichen Gebrauch ein Bändchen „Versuche in kleinen Gedichten“ zusammenstellte, äusserte er sich in einem beigegebenen Vorberichte mit grosser Selbsterkenntnis: „Ich habe ebensoviel Gefühl für Poesie wie für die bildenden Künste; aber in jener wie in diesen mangelt mir die Mitteilungsgabe, das Darstellungs-

Tuschzeichnung von G. L. Hartmann.

vermögen meiner Empfindungen. Indessen, was in uns ist, will immer sich äussern, und so kam es denn auch, dass ich bisweilen eine poetische Tändelei versuchte. Mich höher zu heben, durfte ich nie wagen.“ Hält man damit zusammen, was er schon 1790 an Kuster geschrieben hatte, so darf gewiss ebenso sehr in der von ihm geübten ehrlichen Selbstkritik wie in dem Mangel an Kunstverständnis bei seinen Mitbürgern der Grund dafür gesucht werden, dass er mehr und mehr sich wissenschaftlichen Bestrebungen zuwandte.

Schon 1790 wurde Hartmann Mitglied der zu Anfang des vorangehenden Jahres ins Leben gerufenen „Litterarischen Gesellschaft“, eines Lesevereins, der aber auch der Geselligkeit, dem Austausch der durch die Lektüre geweckten Gedanken und der Pflege patriotischen Sinnes dienen wollte. Zu diesem Zweck wurden Vorträge gehalten, passende Themen für solche aufgestellt und für ihre Bearbeitung Preise ausgesetzt. Ende 1791 hielt Hartmann selbst zum erstenmal eine Vorlesung nach Aufzeichnungen, die er in seinem neunzehnten Jahr bei Gelegenheit einer Molkenkur im Appenzellerland gemacht hatte. Bald erbot er sich auch zu Hilfeleistung im Bibliothekdienst, den er später ganz übernahm und bis zum Eintritt in öffentliche Ämter versah. In der Folge wurde ihm die Stelle des Bibliothekars der sog. stehenden Bibliothek übertragen und bis 1826 von ihm beibehalten. Eine von der Gesellschaft gestellte Aufgabe, die Abfassung einer „Geschichte

der Kriege, welche die Stadt St. Gallen geführt“, gab ihm Anlass, zum erstenmal sich in der heimischen Geschichtschreibung zu versuchen. Er hielt über das Thema in den Jahren 1795 und 1796 zwei Vorlesungen, die den ältesten Zeitraum bis 1350 betrafen.

Auch der älteren Bibliotheksgesellschaft war Hartmann schon im Jahr 1791 beigetreten. Um dieselbe Zeit trug er sich nach Andeutungen in einem Briefe Hösslis mit dem Gedanken an Herausgabe einer periodischen Zeitschrift; andern Briefstellen zufolge war er schon damals auch mit Anlegung einer Naturaliensammlung beschäftigt und kam dadurch zu Hösslis Schwager, dem Kandidaten und nachmaligen Pfarrer Steinmüller, in Beziehung. Gegen Ende des Jahres 1793 erbot sich ein Bregenzer Buchhändler, eine von Hartmann vorbereitete Schrift in Verlag zu nehmen. Ihr Titel wird nicht genannt, auch fehlt jeder Hinweis auf den Inhalt. Es kann aber kaum ein anderes Werk gemeint sein, als Hartmanns Erstlingschrift, die 1795 herausgekommene Abhandlung „Ueber den Bodensee“, die jedoch bei Huber in St. Gallen verlegt wurde. Das kleine, nur 94 Seiten umfassende Büchlein bot eine Beschreibung des Bodensees in geographischer, historischer und naturhistorischer Hinsicht; es wurde in den Göttinger gelehrten Anzeigen günstig rezensiert und später nochmals aufgelegt. In den auf sein Erscheinen folgenden Jahren plante Hartmann den Briefen zufolge eine ähnliche Arbeit über das Rheintal und sammelte Beobachtungen über einheimische Vögel, begann aber gleichzeitig auch schon mit dem Zusammentragen von Materialien zur schweizerischen und besonders zur st. gallischen Kunstgeschichte. Der Maler Maurer in Zürich musste ihm mitteilen, was er über den Kupferstecher Zingg wusste, und von einem Frankfurter (Hüsgen) erhielt er Auskunft über die erste Ehe des Malers Georg Gsell von St. Gallen, der Galeriedirektor in Petersburg geworden war. Mehr praktischen Zwecken sollte ohne Zweifel ursprünglich eine andere schon früher begonnene Sammlung dienen, ein Wappenbuch der noch lebenden st. gallischen Geschlechter, das er möglichst vollständig zu gestalten trachtete; bald dehnte sich aber seine Sammeltätigkeit auch auf die Wappen der ausgestorbenen Bürgerfamilien und auf genealogische Notizen aus, so dass er gegen Ende der neunziger Jahre nicht nur über eine grosse Zahl von Wappenabbildungen, sondern über ein noch weit reichhaltigeres Material zur Geschichte der einzelnen Familien verfügte; aber noch entbehrt alle der übersichtlichen Anordnung.

In solcher Weise schienen doch die Zukunftsträume, denen sich der junge Hartmann in Westfalen hingegeben hatte, wenigstens teilweise sich verwirklichen zu wollen, und es war nicht zu erkennen, dass er in dieser wissenschaftlichen Betätigung das Arbeitsgebiet gefunden hatte, das seinen Anlagen am besten entsprach. So grosse Befriedigung aber sie ihm gewähren mochte, ein sicheres Auskommen konnte sie noch weniger als die fast beiseite gesetzte Kunst ihm bieten, und doch hätte er seiner um so dringender bedurft, als seit Jahren die Sorge für einen Haushalt auf ihm lastete. Wahrscheinlich gehörte er noch immer dem mit Ehrenzeller begründeten Malergeschäft als Teilhaber an und verdankte es hauptsächlich diesem Umstande, dass er in so weitgehendem Masse wenig einträglichen Studien nachgehen konnte. Einmal, im Jahre 1796, ist die Rede von dem Plan, eine kleine Töchterschule zu gründen; doch kam er, wenn überhaupt ernstlich ins Auge gefasst, nicht zur Ausführung. Die politischen Ereignisse, das Uebergreifen der Revolution auf die Schweiz und die völlige Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse führten auch in Hartmanns Leben eine ungeahnte Wendung herbei.



Vignette. Stich von G. L. Hartmann.

III. Uebertritt in öffentliche Aemter.

Die grossen Veränderungen, welche die Revolution in Frankreich zur Folge hatte, der Sturz des Königtums und die erfolgreiche Behauptung der Republik in schweren Kämpfen, die Rückwirkung dieser Ereignisse auf die Schweiz, die Ausbreitung freiheitlicher Ideen unter den Untertanen, deren Erhebungsversuche und das Widerstreben der regierenden Kreise fanden in Hartmann einen aufmerksamen Beobachter, nicht nur weil ihm als Bibliothekar der Litterarischen Gesellschaft unter anderm die Sammlung der in grosser Zahl erscheinenden Flugschriften zur Pflicht gemacht war, sondern weil er persönlich an diesen Vorgängen den lebhaftesten Anteil nahm. Entschieden freiheitlich gesinnt, machte er kein Hehl aus seiner Hinneigung zu den revolutionären Grundsätzen und zog sich dadurch viel Uebelwollen zu.¹⁾

Mit solcher Gesinnung scheint ein Blatt aus seinem Nachlass, eine böse Satire auf die Behörden, welche sich die st. gallische Stiftslandschaft 1798 gab, schlecht zu harmonieren. Das Bild zeigt drei derb karikierte Figuren, in der Mitte den Kantonsrat, links den Schreiber, rechts den Weibel, und darunter steht der Spruch: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er Verstand“ mit anschliessendem Kommentar, dessen Charakter hinreichend gekennzeichnet wird durch den ersten Satz: „Costüme für den Grossen Rat. Der Grosse Rat, erwägend, dass er den Pöbel repräsentiert und folglich ein Abbild sein muss, das diesem ähnlich ist, hat sich nicht damit genügen zu müssen geglaubt, dass bei seinen Verhandlungen die wenigen rechtschaffenen und einsichtsvollen Männer von solchen überschrieen werden, die aus den Dorfsschenken und Viehställen zusammengetrieben und von Verkäufern, Wechslern und Mönchszöglingen an der Nase geführt sind, sondern es ist auch seine ernste Willensmeinung, dass man schon nach dem Aeussern seinen Geschmack beurteilen und auf seinen Geist schliessen könne. Daher hat er sich folgendes Staatskleid gewählt“ etc. Doch darf man trotz diesem Blatt nicht an rasch eingetretene Ernüchterung oder gar an völlige Sinnesänderung denken, sondern es war der Unwill über das den Idealen der wahren Freiheitsfreunde so gar nicht entsprechende demagogische Treiben in der

¹⁾ Vgl. Ehrenzeller in den Jahrbüchern der Stadt St. Gallen 1828, S. 108, Anm.

Stiftslandschaft und der stets wache kritische Sinn, was Hartmann den Pinsel und die Feder in die Hand drückte, dazu vielleicht, ihm selbst unbewusst, der Stolz des Stadtbürgers, dem die völlige Gleichstellung des gering geachteten Landschäftlers noch nicht recht behagen wollte.

Es ist bekannt, dass die Bürgerschaft von St. Gallen in der Mehrheit den Neuerungen abhold war und nur unter dem Zwang der Verhältnisse sich zu stillschweigender Annahme der Einheitsverfassung bequemte. Die Stimmung war den „Franzosen“ so wenig günstig, dass Hartmanns Freund Gregor Grob, Erzieher im Gonzenbachschen Hause, nachmals Präsident des Erziehungsrates, es ratsam fand, sich für einige Zeit auf die andere Seite des Bodensees zu begeben. Auch Hartmann, der bei manchen Mitbürgern kaum in besserem Ansehen stand, musste Vorsicht beobachten und liess darum eine Flugschrift, die er in Form eines Bauerngesprächs verfasst hatte, durch Grobs Vermittlung in Lindau drucken, worauf der einheimische Buchhändler Hausknecht ihren Vertrieb übernahm.

Doch auch die St. Galler mussten sich in die veränderten Verhältnisse schicken. Im Verlauf der Monate Mai und Juni fanden die Wahlen der Abgeordneten für die helvetischen Räte statt und erfolgte die Bestellung der Behörden für den neugebildeten Kanton Säntis, zu dessen Hauptstadt nach längerem Streit St. Gallen bestimmt wurde. Als dann um die Mitte Juli diese Behörden ihre Funktionen aufnahmen, fand auch Hartmann Anstellung als Untersekretär der kantonalen Verwaltungskammer.

Er hatte eben mit der Herausgabe eines „Wochenblattes für den Kanton Säntis“ begonnen, mit der Absicht, in dieser Zeit, wo auch in der grossen Masse des Volkes, die bis dahin nur das Gebetbuch und den Kalender gelesen hatte, das Interesse für die Zeitungen mit den Tagesneuigkeiten und ihrer Beurteilung sich regte, der erwachenden Denkkraft die Richtung zu geben, die das allgemeine Wohl erheische. Dabei dachte er aber nicht nur an die politische Erziehung des Volkes, sondern wollte auch für Aufklärung im allgemeinen durch naturwissenschaftliche, technologische, historische und litterarische Beiträge wirken. Er schliesst die Einleitung zur ersten Nummer, in der dieses Programm dargelegt ist, mit den Worten: „Werde ich hierdurch zum Wohl meiner Mitbürger etwas beitragen können? Ich hoffe, doch wenigstens etwas. Es war bisher so finster bei uns. Aber, Gott Lob! manche freuen sich schon der Dämmerung, die allmählich beginnt, und wenn ich nur so glücklich bin, an der Aufführung der Morgenröte teilzuhaben, so will ich einst gerne die Führung des Sonnenwagens einem Apoll überlassen, der gewiss kommen wird, wenn einmal die Augen unserer lieben Säntiser das volle Licht vertragen mögen.“

Mit diesem Wochenblatt, das neben den amtlichen Anzeigen wirklich Artikel im Sinn der Einleitung in grösserer Zahl brachte, darunter ziemlich viele des Herausgebers, errang sich Hartmann die Anerkennung des helvetischen Ministers der Künste und Wissenschaften, Albert Stapfer. Schon im September bezeugte ihm dieser seinen Dank für die Zusendung der ersten Nummern und forderte ihn auf, fortzufahren in seinem Bemühen; im Januar aber liess er ihm namens des Vollziehungsdirektoriums 5 Louisdor zukommen als Beweis der Zufriedenheit der obersten Behörde, weil das in republikanischem Geist geschriebene Blatt beliebt sei, allgemein gelesen werde und viel Nutzen stife. Bei längerer Lebensdauer und entsprechender Weiterführung wäre das Wochenblatt sicher geeignet gewesen, den ihm zugedachten Zweck zu erfüllen; es musste aber noch vor Jahresfrist sein Erscheinen einstellen, weil die Zurückdrängung der Franzosen durch die Oesterreicher zu

teilweiser Restitution der früheren Verhältnisse führte und der Kanton Säntis für einmal wieder in seine vorigen Bestandteile zerfiel.

Als darauf im Herbst die Franzosen wieder die Oberhand gewonnen hatten und die helvetischen Einrichtungen wieder in Kraft traten, machte Hartmann nochmals einen Versuch mit einer Zeitung, die er als „Probe eines Wochenblattes für das östliche Helvetien“ bezeichnete. Auch dieses Blättchen von höchst bescheidenem Umfang (Oktavformat) sollte vor allem der Volksaufklärung im allgemeinen dienen; es fand aber nur wenige Leser, und zwar, wie der Herausgeber meinte, darum, weil es nicht politisch genug war und er selbst sich nicht der politischen Intoleranz verschreiben wollte, „was ich alle Tage weniger mag“.

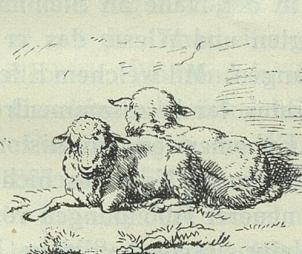
Wenn in der letzten, Ende 1799 erschienenen Nummer der Verzicht auf die Weiterführung des Blattes von Hartmann auch damit begründet wurde, dass ihm Zeit und Kräfte dafür mangeln würden, so war das nicht bloss eine schöne Redensart, die den Rückzug decken sollte. Denn schon im März 1799 war er vom helvetischen Direktorium zum Erziehungsrat des Kantons Säntis ernannt, im April bei einer Änderung in der Besetzung der Verwaltungskammer zu ihrem Obersekretär befördert worden, und im Dezember hatte ihn der Regierungskommissär Wegmann im Vertrauen auf seine Sachkenntnis um die Ordnung des Klosterarchivs und um Hilfeleistung bei der Ordnung des Stadtarchivs ersucht. Als dann im Februar 1800 der Erziehungsrat endlich in Aktion trat, wurde Hartmann zum Aktuar gewählt; im März aber übertrug ihm auf Verlangen der helvetischen Behörde die Verwaltungskammer die Ordnung des Klosterarchivs und bestellte ihn unter Zuerkennung eines Honorars von 60 Louisdor zu ihrem Archivar. Als solcher hatte er noch im gleichen Jahr andere Archive (Wil und Gossau) einer Durchsicht zu unterziehen und wurde in der Folge (1801) auch mit der Untersuchung des innerrhodischen Archivs betraut. In den verschiedenen Beamtungen hatte er zweifellos ein reichbemessenes Arbeitspensum zu bewältigen und war darum nach der Angabe seines Sohnes in diesen Jahren stets den ganzen Tag vom Hause abwesend im Regierungsgebäude.

Als hierauf im Sommer 1802 die politischen Ereignisse eine Wendung nahmen, die den weiteren Bestand der helvetischen Republik in Frage stellte, und als wieder der Kanton Säntis sich aufzulösen drohte, liess Hartmann sich von der Verwaltungskammer ein Zeugnis über seine bisherigen Dienste ausstellen. Die Urkunde (vom Ende September) lautete überraschend günstig und bezeugte, dass er „unter mancherlei Vorfällenheiten auf jeder Stelle vorzüglich nützliche Kenntnisse gezeigt, auch sich als Aktuario des Erziehungsrates um das sittliche und intellektuelle Bildungsgeschäfte der Jugend, so viel die Umstände zuließen, durch seine Tätigkeit auszeichnende Verdienste erworben habe“. Nach dem Willen des ersten Konsuls mussten aber die helvetischen Behörden nochmals ihren Dienst aufnehmen und mit ihnen auch die Verwaltungskammer und Hartmann, dem jetzt noch die Aufsicht über den nicht geflüchteten Teil der Stiftsbibliothek zugewiesen wurde. Im Februar 1803 sprach ihm auf Empfehlung seiner Kollegen im Erziehungsrat der helvetische Staatssekretär Rengger das Wohlgefallen und den Dank des Vollziehungsrates für seine Dienste aus und wies die Verwaltungskammer an, ihn für das dreijährige Aktariat angemessen zu entschädigen.

Doch die Tage der helvetischen Behörden waren gezählt. Am 10. März sollten sie zurücktreten und die Bestimmungen der Mediationsakte Geltung erlangen, durch welche der Kanton Säntis aufgehoben und der Kanton St. Gallen in seinem heutigen Umfang

geschaffen wurde. Hartmann befürchtete, bei diesem Wechsel wieder in die früheren misslichen Verhältnisse zurückkehren zu müssen. Auch Steinmüller, nun Pfarrer in Gais und Erziehungsrat des Kantons Säntis, glaubte nicht, für ihn auf eine höhere Stelle im Staatsdienst, die seinen Gaben entspräche, oder auf eine solche, die ihm Zeit zu andern Arbeiten liesse, rechnen zu können, da ihm angesehene, tätige Freunde mangelten. Deshalb brachte er einen Buchhandel oder aber ein Professorat oder Präzeptorat in Vorschlag und sagte seine Unterstützung zu. Wirklich dachte Hartmann an eine kleine Anstalt für Unterricht in Naturgeschichte, Geographie und Zeichnen, zu der seine Freunde ihm verhelfen könnten. Doch blieb ihm die Nötigung, die Freundschaft auf die Probe zu stellen, erspart, indem schon im April 1803 seine Ernennung zum Sekretär bei der Kommission des Innern erfolgte; im Oktober wurde er wieder als Mitglied des kantonalen Erziehungsrates und im folgenden Monat zu dessen Aktuar gewählt. Da mit diesem Amt eine Besoldung von 800 Franken verbunden war und die Aufhebung der gemeinsamen Erziehungsbehörde im Jahr 1816 für ihn nur den Uebertritt in die entsprechende Stellung beim evangelischen Erziehungsrat bedeutete, hatte er damit für Lebenszeit eine zwar bescheidene, aber sichere Grundlage für seine Existenz gewonnen.

Leider ist über die Amtstätigkeit Hartmanns Näheres nicht bekannt, und selbst durch langwierige Untersuchungen liesse sich schwerlich feststellen, wie weit sein Anteil an den Massnahmen der verschiedenen Behörden gegangen ist. Man darf aber unbedenklich annehmen, dass er vermöge seiner vielseitigen Kenntnisse und der Gabe, sich rasch zurechtzufinden, in der Verwaltungskammer grösseren Einfluss besass, als seiner immerhin untergeordneten Stellung zukam. Was den Erziehungsrat betrifft, so ist seine Tüchtigkeit zu Lebzeiten und bei seinem Tod rühmend anerkannt und seinen alljährlichen Berichten über die Tätigkeit der Behörde noch in neuester Zeit von kompetenter Seite das beste Zeugnis ausgestellt worden. So willig aber Hartmann sich dem Dienst der Allgemeinheit widmete, musste doch das Missverhältnis zwischen seinen Leistungen und seiner Stellung zeitweise von ihm kränkend empfunden werden. Schon im Jahr 1803 hatte ihm Steinmüller darüber geschrieben: „Bei einer politischen Stelle immer nur auf der untersten Stufe stehen und bei kümmerlicher Belohnung der Knecht von Leuten zu sein, die man verachten muss oder weit übersieht, wäre mir in Deiner Lage qualvoll.“ Hartmann selbst machte weit später einmal, als er Ende 1819 die gewohnte Jahresübersicht zusammstellte, mit Rücksicht auf die neugegründete Ökonomische Gesellschaft die Bemerkung: „Ich nahm das mir zugesetzte Sekretariat durchaus nicht an, weil ich nicht mehr geneigt bin, wie bisher öfter, als Sekretär dem Präsidenten meinen Kopf zu leihen, um ihn doch oft auf verkehrte Weise anzuwenden.“



Stich von G. L. Hartmann.

IV. Wissenschaftliche und gemeinnützige Bestrebungen.



Während der ersten Jahre nach dem Uebertritt in öffentliche Aemter fand Hartmann selten Musse zu wissenschaftlicher Betätigung. Andere Bestrebungen, die Politik und in höherem Grade noch das Wirken für Volksaufklärung, lagen ihm jetzt vor allem am Herzen, und als er infolge ungenügender Unterstützung seine publizistischen Versuche einstellen musste, fand er als Mitglied und Aktuar der Erziehungsbehörde ein weites Arbeitsfeld, auf dem er eine verdienstliche Wirksamkeit entfalten konnte. Andere amtliche Aufgaben traten hinzu und nahmen seine Zeit und Kraft in Anspruch. Immerhin kommen auch in den damaligen Briefen gelegentlich zoologische Fragen zur Sprache, und schon 1802 erwähnt Steinmüller einen anscheinend von Hartmann ausgegangenen Vorschlag zu gemeinsamer Herausgabe zoologischer Beiträge. Unausgesprochene Rivalität liess es aber zu keiner Einigung kommen, und als im folgenden Jahr Hartmann sich nach anderer Tätigkeit umsehen zu müssen meinte und diesen Plan wieder berührte, erlaubte sich Steinmüller scharfe Ausfälle; sie wurden nicht gerade gilmpflich beantwortet, und die Folge war, dass nicht nur die zoologischen Beiträge unediert blieben, sondern die Freundschaft dauernden Schaden litt. Steinmüllers Briefe wurden von da an seltener, und bei Hartmann legte sich die Gereiztheit nie mehr völlig. Schon in den früheren Jahren scheint der Vergleich zwischen seiner unsicheren Lage und der behaglichen Position des vermöglichen Freundes seine Stimmung ungünstig beeinflusst zu haben, und sie wurde nicht versöhnlicher, als er später finanzielle Hilfe erbitten und um ihretwillen Demütigungen in Kauf nehmen musste.

Nach der Gründung des Kantons St. Gallen legte sich allmählich die politische Erregung, und es begann nun eine Zeit gedeihlicher Entwicklung, in der auch Hartmann wieder eher Musse für seine wissenschaftlichen Studien erübrigen konnte. Mit besonderem Eifer widmete er sich in den ersten Jahren den Naturwissenschaften, und zwar waren es zunächst vornehmlich die Vögel, denen seine Studien galten, während sie später sich mehr den Würmern, Schnecken, Insekten und besonders den Fischen zuwandten. Schon seit einiger Zeit war er mit Dr. Hirzel in Zürich und Pfarrer Wyttensbach in Bern in Verbindung gestanden, zu denen sich Dr. Schinz in Zürich und Karg in Konstanz gesellten; jetzt dehnte sich mit der Erweiterung seiner Forschungen auch der Kreis von in- und ausländischen Fachgenossen aus, die mit ihm in Korrespondenz traten, und er fand so völligen Ersatz für das, was er in der Nähe an Steinmüller verloren hatte. Ein kleines Besitztum vor der Stadt mit Garten und Wiese, das er in dieser Zeit besass, bot ihm Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen. Mit welchem Eifer er sowohl diese als Mitteilungen anderer, die er in der Fachliteratur fand, zusammentrug, lässt ein Verzeichnis seiner Manuskripte erkennen. Ausser „Ephemeriden naturhistorischer Beobachtungen“ vom Jahr 1805 sind darin zwei Bände „Katalektionen zur Naturgeschichte“, 1809 und 1822 abgeschlossen, dazu ein Verzeichnis älterer und neuerer Abbildungen von Tieren aufgeführt. Handschriftlich liegen noch zwei in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft gehaltene Vorträge, „Skizze einer Geschichte der Naturwissenschaften im Kanton St. Gallen“ und „Naturhistorisches Quodlibet über die Katzen“ vor. Andere, ebenfalls zuerst in der Gesellschaft

vorgetragene Arbeiten, die den Salmo alpinus, die Konchylien, die Fadenwürmer, die Viper, Ringelnatter und Blindschleiche betrafen, gelangten in Steinmüllers Zeitschrift „Alpina“ und „Neue Alpina“ zum Druck. Als bedeutendste Leistung aber, die Hartmann auf naturwissenschaftlichem Gebiet hervorbrachte, ist seine „Helvetische Ichthyologie“ zu nennen, eine ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz vorkommenden Fische, die 1827 in Zürich erschien und der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften gewidmet war. Schon 1816 war er dieser beigetreten, und als drei Jahre später sich eine St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft bildete, gehörte er zu ihren Gründern und war in der Folge eines ihrer eifrigsten Mitglieder. Dass seine Forschungen schon früh auch im Ausland Beachtung fanden, zeigt die 1808 erfolgte Ernennung zum Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde.

Bei aller Vorliebe für fachwissenschaftliches Studium verlor aber Hartmann jene gemeinnützigen Bestrebungen, in deren Dienst er schon sein Wochenblatt hatte stellen wollen, nicht aus den Augen, sondern bearbeitete verschiedene an weitere Kreise sich richtende Schriften lehrenden Inhalts. Schon bald nach dem Erscheinen des Büchleins über den Bodensee hatte er mit den Vorarbeiten zu einer ähnlichen Schrift über das Rheintal angefangen. Im Jahr 1802 war durch ihn der zweite Band eines 1796 von Armbuster begonnenen „Archivs kleiner zerstreuter Reise-



Aquarell von G. L. Hartmann (1794).

beschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz“ mit einem „eigenen“ kleinen Beitrag herausgegeben worden. Die im nächsten Jahr erfolgte Veröffentlichung eines „Rheintalischen Weinbüchleins“, d. h. einer Zusammenstellung der Rheintaler Weinprieße in früheren Zeiten, stand wohl in Zusammenhang mit der Wiederaufnahme der Arbeit über das Rheintal. Aber durch Custer in Rheineck wurde Hartmann darauf hingewiesen, dass schon eine Bearbeitung des Gegenstandes von Ambühl vorlag, und er musste sich mit der Beifügung von Verbesserungen und Ergänzungen zu dem 1805 erscheinenden Druck begnügen. Bald nachher begann er mit der Umarbeitung der Schrift über den Bodensee, die 1808 in erweiterter Ausgabe erschien. Während in ihr neben der Landeskunde auch die Naturwissenschaften und die Geschichte berücksichtigt waren, beschränkten sich die kurzen geographisch-statistischen Darstellungen der Kantone Appenzell und St. Gallen im Helvetischen Almanach für 1808 und die entsprechende des Kantons Thurgau im Jahrgang 1811 auf ersteres Gebiet. Eine spätere Arbeit verwandten Charakters dagegen, die er 1817 in die Zeitschrift „Der gemeinnützige Schweizer“ einrückte, mit dem Titel „Landwirtschaftliche Sittengemälde der Bewohner der alten st. gallischen Landschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts“, griff ebenso sehr in das Gebiet der Volkskunde hinüber.

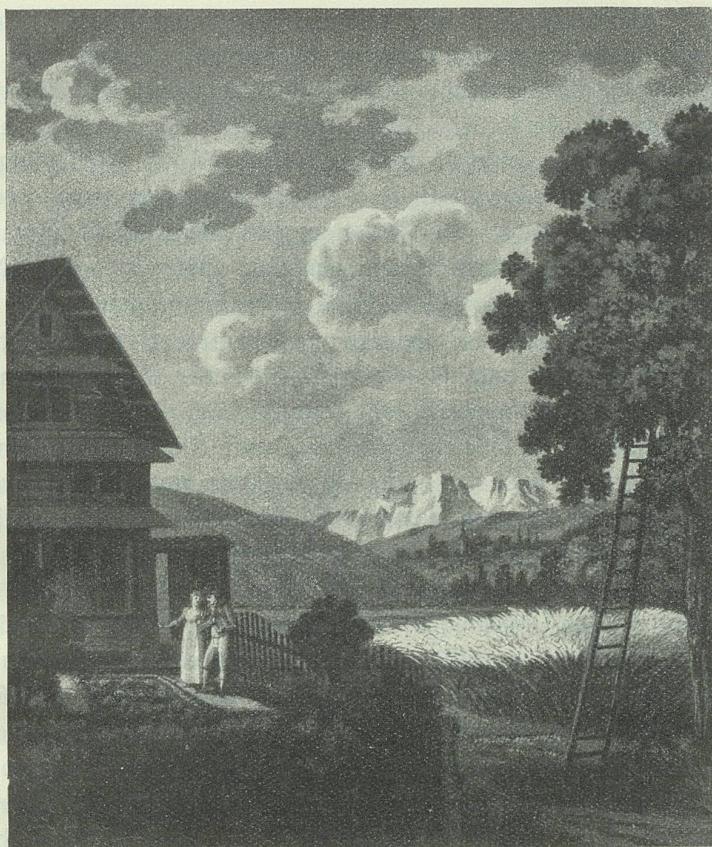
Auch die vom Erziehungsrat des Kantons Säntis in den Jahren 1801 und 1802 herausgegebenen und nach zweijähriger Pause vom Erziehungsrat des Kantons St. Gallen in regelmässiger Folge von 1805—1814 fortgesetzten „Neujahrsstücke für die vaterländische Jugend“ sollten der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse dienen. Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, dass Hartmann es war, der als Mitglied und Aktuar der Behörde schon 1801 und wieder später die Anregung zu dieser verdienstlichen Publikation gab. Die ersten beiden Neujahrsstücke hatten seine Freunde, den früher genannten Gregor Grob und den Dekan J. A. Blattmann, Pfarrer in Bernhardzell, zu Verfassern. Dann gab nach der durch die politischen Ereignisse verursachten Unterbrechung Hartmann selbst in dem ersten Stück der Fortsetzung 1805 eine „Uebersicht über die Kulturgeschichte des Kantons St. Gallen“, und nachdem im folgenden Jahr Professor Fels der Jugend „Herkules auf dem Scheidewege der Tugend und des Lasters“ vorgeführt hatte, wurde ihr in den nächsten acht Jahrgängen förmlich ein staatsbürgerlicher Kurs erteilt. Während das erste dieser acht Stücke die Entstehung der Kantonsverfassung, das zweite aber ihre Vorzüge darlegte und das dritte von der Notwendigkeit und Wohltätigkeit guter Staatseinrichtungen im allgemeinen handelte, wurde in den letzten fünf gezeigt, wie die verschiedenen Stände, der Bauern-, Handwerks-, Handels-, Lehr- und Kriegsstand, jeder an seinem Teil, mitwirken sollen zum Wohle des Ganzen. Von diesen fünf Jahrgängen waren drei, der zweite, dritte und fünfte wieder von Hartmann bearbeitet, der ausserdem für zwei von ihnen (1811 und 1812) wie auch für vier der früheren (1805, 1807, 1809 und 1810) die Zeichnung zu dem beigegebenen Kupferstich geliefert hat.

Für erfolgreiche Einwirkung auf weite Kreise waren aber die Kräfte eines einzelnen unzureichend. In dieser Erkenntnis machte Hartmann schon 1805 Steinmüller gegenüber die Anregung, dass gleichgesinnte Männer sich zu einer „Landwirtschaftlichen oder Vaterländischen Gesellschaft des Gemeinnützigen“ zusammentun möchten, um mit vereinten Kräften in den verschiedenen Landesteilen für Aufklärung und Fortschritt zu wirken. Und als dann, nach einem ersten Anlauf im Jahr 1806, wirklich Ende 1818 unter Steinmüllers Leitung eine solche „Oekonomische Gesellschaft“, wie Hartmann sie bezeichnet, oder die „Gesellschaft zur Beförderung der Landwirtschaft, der Künste und Gewerbe des Kantons St. Gallen“, wie der offizielle Titel lautete, ins Leben trat, war auch Hartmann unter ihren Mitgliedern. Er reichte sogar 1822, als eine Preisfrage über die Verbesserung der Rindviehzucht im Kanton St. Gallen gestellt war, eine Bearbeitung ein, die mit der höchsten Prämie (2 Dukaten) bedacht wurde. Sein Interesse für diese Bestrebungen war so gross, dass er mit Dekan Blattmann noch eine besondere Privatgesellschaft von Freunden der Landwirtschaft in der Umgebung von St. Gallen gründete. Endlich gehörte Hartmann während mehrerer Jahre auch einem Verein zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen an, der von Landammann Müller-Friedberg geleitet wurde.

Hinter der naturhistorischen Forschung und den gemeinnützigen Bestrebungen mussten längere Zeit die geschichtlichen Studien zurücktreten, ohne doch gänzlich vernachlässigt zu werden. Auf Vervollständigung seiner Materialien zur Kunstgeschichte war Hartmann auch in diesen Jahren bedacht, und die Sammlung von Wappen und Notizen über Bürgergeschlechter, die er vor Ausbruch der Revolutionswirren angelegt und von deren Vernichtung in jenem „ungenealogischen Zeitpunkt“ ihn nur die Erinnerung an die daran gewandte Mühe abgehalten hatte, stieg jetzt wieder in der Wertschätzung. Er widmete ihrer Ordnung grosse Sorgfalt und gestaltete aus ihr ein „St. Gallisches Wappenbuch nebst Fragmenten

zur Geschlechter- und Familiengeschichte der Stadt St. Gallen“, das zweistarke Folioobände füllte und 1813 zum Abschluss gelangte. Diese Sammlung hat nicht nur dem Sohne Hartmanns in der Folge als Grundlage für seine heraldischen Arbeiten gedient, sondern muss noch heute in allen Bürgerwappen betreffenden Fragen stets in erster Linie zu Rate gezogen werden und behält als eine durch kein anderes Hilfsmittel völlig zu ersetzende Quelle dauernden Wert.

Schon um des Wappenbuches willen schenkte Hartmann den 1810 und 1811 erschienenen ersten beiden Bänden der „Geschichten des Kantons St. Gallen“ von Ildefons von Arx grosse Aufmerksamkeit. Er meinte, mehrfache Mängel entdeckt zu haben, und dachte eine Zeitlang daran, eine Rezension zu verfassen, kam aber zu der Einsicht, dass ihm bei einer Fülle von Detailkenntnissen der Ueberblick über das Ganze fehle. Als er, um sich diesen zu verschaffen, eben eine neue Bearbeitung der städtischen Chronik erwog, setzte die Litterarische Gesellschaft, die schon einmal durch ihr Preisausschreiben ihm die Anregung zu einer geschichtlichen Studie gegeben hatte, wieder einen Preis aus und zwar diesmal für eine Geschichte der Stadt St. Gallen. Der Termin für die Einreichung der Arbeiten war allerdings sehr knapp bemessen, und als er im Februar 1816 zu Ende ging, lag nur eine einzige, unvollendete Bearbeitung vor, so dass die Frist um ein Jahr erstreckt wurde. Auch nach dessen Ablauf war die gleiche wieder eingereichte Stadtgeschichte, als deren Verfasser jetzt Hartmann bekannt wurde, noch nicht weit über das Jahr 1530 hinaus gediehen. Sie fand aber solchen Beifall, dass die Gesellschaft gleichwohl ihr die Prämie von 12 Louisdor zuerkannte, den grösseren Teil sofort ausrichtete und bei Vollendung des Werkes in Jahresfrist den Restbetrag von 2 auf 5 Louisdor zu erhöhen verhiess. Hartmann ging auf diese Bedingung ein und erklärte sich bereit, die Geschichte noch im Laufe des Jahres zum Druck zu bringen. Wirklich kam der Band, auf Kosten des Verfassers gedruckt und von ihm selbst verlegt, noch vor Ende 1817 heraus. Nicht nur die Freunde, Custer in Rheineck und Joh. Martin Usteri in Zürich etc., spendeten ihm grosses Lob, sondern auch der Präsident und die Mitglieder des Stadtrates, denen er gewidmet war, bezeugten ihre innige Freude, die Geschichte ihres Gemeinwesens



G. L. Hartmann del.

Komponierte Landschaft.

F. Hegi sc.

Aus dem Neujahrssstück für 1810.

„mit ebensoviel Gründlichkeit und Sachkenntnis als historischer Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit aus den Quellen“ bearbeitet zu sehen. Sie liessen dem Autor ausser dem Betrag für die überreichten zwanzig Exemplare eine Gratifikation von 10 Louisdor zukommen, und das Kaufmännische Directorium überwies ihm mit einem nicht minder anerkennenden Schreiben den anderthalbfachen Betrag. Auch urteilsfähige Mitbürger liessen dem Werke alle Gerechtigkeit widerfahren. Peter Ehrenzeller erwähnte es in seinen Jahrbüchern wiederholt mit höchst ehrenden Worten, und der Präsident der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, Dr. Zollikofer, nannte es ein Jahrzehnt später in seinem Nachruf auf Hartmann geradezu ein „klassisches Geschichtsbuch einer Schweizerstadt“.¹⁾

Ueber Mangel an Anerkennung konnte also Hartmann nicht klagen. Dagegen kam er infolge ganz ungenügenden Absatzes der Stadtgeschichte nicht einmal auf seine Kosten und musste erst noch im Jahr 1826 erleben, dass ein Bücherhändler, der defekte Exemplare als Makulatur erworben hatte, sie durch Nachdruck der mangelnden Bogen ergänzte und zum Verkauf ausbot.²⁾ Der Unmut über das undankbare Verhalten der Mitbürger trug nach seinem eigenen Geständnis viel dazu bei, dass er die versprochene und von Ehrenzeller mehrmals gewünschte Fortsetzung nicht bearbeitete. Noch andere Umstände wirkten aber dabei mit. Entgegen den Worten des Stadtrates hatte Hartmann für seine Darstellung nicht aus den Originalquellen schöpfen können; erst nachträglich wurden sie ihm zugänglich, und er kam dann über der Sammlung von Berichtigungen und Ergänzungen zu dem gedruckten Teil nicht mehr zur Bearbeitung seiner eigenen Zeit.

So wenig aber der äussere Ertrag der Stadtgeschichte befriedigen konnte, hatte sie doch die Aufmerksamkeit der Behörde auf ihren Verfasser gelenkt und wurde der Anlass, dass der Stadtrat im Juni 1820 ihn mit der „möglichst beförderten Bereinigung und Vervollständigung des ersten Archivs auf dem Stadttor“ betraute. Es sollten in diesem Archiv „alle Dokumente von den ältesten Zeiten bis zum Umsturz der vorigen Regierung“, d. h. also alle Urkunden, Akten und Bücher bis zum Jahr 1798, vereinigt werden.

Mit grossem Eifer ging Hartmann an die Aufgabe, die seinen Neigungen völlig entsprach und für die er durch die mehrjährige Tätigkeit als Archivar der Verwaltungskammer wie durch seine genealogischen Studien und die Abfassung der Stadtgeschichte wohl vorbereitet war. Fast wollte ihm aber beim ersten Anblick des Chaos, in das er Ordnung bringen sollte, der Mut entfallen. Er bemühte sich, einen Ueberblick zu gewinnen und eine vorläufige Sichtung durchzuführen zwischen dem, was der dauernden Aufbewahrung wert erschien, und dem als wertlos Auszuscheidenden. Im November erstattete er der Behörde Bericht über diese Arbeit und die Grundsätze, nach denen er verfahren war. Es ist hier nicht der Platz, näher darauf einzutreten; das eine aber darf nicht verschwiegen werden, dass Hartmanns Vorgehen nach heutiger Auffassung nicht einwandfrei erscheint und nach seiner Angabe damals Materialien als gänzlich wertlos ausgeschieden worden sind, deren Verlust in unserer Zeit schmerzlich empfunden wird. Man kann das nur höchst bedauern, darf aber darum nicht unbillig werden gegen Hartmann und den Stadtrat, der sich über seine Sachkenntnis höchst befriedigt zeigte und ihn aufforderte, die Arbeit

¹⁾ Gern wird man daneben das Urteil von Prof. Dierauer vernehmen, der am Schluss seiner biographischen Mitteilungen in der „Neuen St. Galler Zeitung“ (1885, Nr. 18) über das Werk sich folgendermassen äussert: „Es ist weder geistreich noch mit kritischer Schärfe geschrieben; aber es zeugt von Wahrheitsliebe, von angestrengtem Studium und einer ehrenwerten Gestaltungsgabe. Noch nie war die Geschichte der Stadt St. Gallen in so leserbarer Form dargestellt worden.“ ²⁾ Vgl. Jahrbücher der Stadt St. Gallen, 1826, S. 47; 1827, S. 37 f.

mit gleicher Sorgfalt durchzuführen. Beide haben in guten Treuen nach den Anschauungen ihrer Zeit gehandelt und trotz allem durch die Ordnung des Archivs sich ein Verdienst erworben. Namentlich kann der Tätigkeit Hartmanns, von jenem Missgriff abgesehen, nur Anerkennung gezollt werden; seine ordnende Hand ist noch heute im Archiv allenthalben zu erkennen, und das erneute Lob und die ehrenvolle Gratifikation, die ihm bei Vollendung der Arbeit Ende 1822 von der Behörde gespendet wurden, waren wohl verdient.

Von der Gelegenheit zu uneingeschränkter Benützung des Archivs machte Hartmann während der Dauer der Ordnungsarbeiten und in den folgenden Jahren reichlichen Gebrauch, indem er nicht nur die früher begonnenen Sammlungen ergänzte und fortführte, sondern noch weitere dazu anlegte und so der Forschung späterer Geschlechter vorarbeitete. Da zudem manches, was er noch benutzen konnte, heute nicht mehr vorliegt, kann gesagt werden, dass er durch diese Tätigkeit den anderweitig angerichteten Schaden wieder einigermassen gut gemacht hat. Als solche im Anschluss an die Archivarbeit entstandene Sammlungen sind zu nennen: genealogische Supplemente zum Wappenbuch, ein 1823 angelegtes „Civilegium Sangallense“, d. h. ein Verzeichnis der seit den ältesten Zeiten erfolgten Aufnahmen neuer Bürger, zwei Bände Miszellen zur Stadtgeschichte, ein Band Collectaneen zur Geschichte von Kunst, Gewerbe und Handwerk, ein anderer zur Familien- und Personengeschichte, alle 1825 zusammengestellt, eine stark vermehrte Bearbeitung von Hubers Beiträgen zur Biographie der st. gallischen Geistlichen, die er 1826 dem Kapitel verehrte, und ein Abriss der Regimentsverfassung der Stadt St. Gallen, d. h. Zusammenstellungen der Bürgermeister und anderer Behörden, 1827 abgeschlossen. Sodann trat den Sammlungen von Notizen zur st. gallischen und schweizerischen Kunstgeschichte eine ähnliche, „Sangallum litteratum“ betitelt, zur Seite, die alles verzeichnen sollte, was in St. Gallen auf litterarischem Gebiet im weitesten Sinn geleistet worden war. Ferner legte er eine „Pinacotheca Sangallensis“ an, d. h. eine st. gallische Bildersammlung, sowohl Ansichten der Stadt als Bildnisse verdienter Bürger, und noch eine seiner letzten Arbeiten galt Zusammenstellungen über die st. gallischen und appenzellischen Burgen.

Ungewollt hatte so mit den Jahren das Verhältnis sich zugunsten der historischen Studien verschoben. Doch war Hartmann, von den Amtsgeschäften ganz abgesehen, zu keiner Zeit ausschliesslich auf einem Gebiet tätig; bloss der Anteil, den er dem einen oder andern schenkte oder schenken konnte, wechselte mit den Umständen. Neben allem andern wusste er stets noch ein wenig Musse auch für die ausübende Kunst zu erübrigen, sei es nun, dass er wenigstens einige Bleistiftskizzen von weiblichen Figuren anfertigte, wie z. B. in den Jahren 1804 und 1805, oder die Zeichnungen zu den Abbildungen in Steinmüllers Alpenwirtschaft, zu Neujahrsstücken oder zu Bauernhäusern im Helvetischen Almanach lieferte oder aber in späteren Jahren seinem Sohn behilflich war und für ihn sich um die Einrichtung einer Kunsthändlung bemühte, durch die er bei seinen Mitbürgern den Sinn für die Kunst zu wecken und fördern hoffte. Selbst in der Poesie versuchte sich Hartmann gelegentlich (wie bescheiden er von seinen Leistungen dachte, ist früher mitgeteilt worden), und sein allseitiges Interesse für die Heimat und ihre Eigenart liess ihn auch der sprachlichen Seite Aufmerksamkeit schenken; er stand darüber in Briefwechsel mit dem Herausgeber des schweizerischen Idiotikons, Stalder in Escholzmatt, und lieferte ihm Nachträge zu dem 1812 erschienenen Werke.

Erstaunlich ist die Vielseitigkeit Hartmanns, die es ihm ermöglichte, neben pflichtgetreuer Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten auf so verschiedenen Gebieten sich

mit Erfolg zu betätigen, um so erstaunlicher, als er für wissenschaftliche Forschung keineswegs vorgebildet war. Nur treffliche Anlagen und grosse Liebe zur Sache konnten bei unermüdlichem Fleiss und zäher Ausdauer alle Hindernisse besiegen. Vielseitigkeit bedeutet aber nicht unbedingt einen Vorzug; leicht kommt dabei die Gründlichkeit zu Schaden, oder es ist Zersplitterung die Folge. Was die Leistungen Hartmanns auf naturhistorischem Gebiet betrifft, so muss an sie der Maßstab seiner Zeit angelegt werden. Für diese aber hat, entgegen früheren Aussetzungen Steinmüllers, Dr. Zollikofer über sie sehr günstig geurteilt, und die Helvetische Ichthyologie ist lange in gutem Ansehen gestanden. Gegen die historischen Arbeiten Hartmanns kann der Einwand, dass sie der Gründlichkeit entbehren, mit Recht nicht erhoben werden; der andern Gefahr aber ist er nicht entgangen. Er verstand nicht, sich rechtzeitig zu beschränken, hat vielmehr in wahrer Sammelwut Zeit und Kraft verzettelt und ist so nur in wenigen Fällen dazu gekommen, noch selbst die Ergebnisse seiner umfänglichen Nachforschungen zusammenzufassen und zu verarbeiten. Dies ist ein unleugbarer Mangel, der seinem Schaffen anhaftet; verdienstlich war es gleichwohl, und wenn seine Stadtgeschichte wie die naturhistorischen Arbeiten heute als antiquiert bezeichnet werden muss, sind dagegen sein Wappenbuch und seine Zusammenstellungen aller Art noch immer mit Vorteil zu gebrauchen und werden noch lange der Forschung gute Dienste tun.



Bleistiftzeichnung von G. L. Hartmann.

etliche kleinere eigene Stiche gelten. Weit weniger können die gefälligen Abbildungen zu den Neujahrsstücken als Maßstab dienen, weil in Ermangelung der Originalzeichnungen unentschieden bleiben muss, was z. B. bei den von Hegi gestochenen Blättern der Vorlage und was der Ausführung durch den Stecher zu verdanken ist. Jedenfalls beruht Hartmanns Bedeutung für die Kunst nicht auf dem, was er als ausübender Künstler geleistet hat, sondern auf seinen Forschungen zur heimischen Kunstgeschichte und auf seinen Bemühungen um die Weckung und Hebung des Kunstverständnisses bei seinen Mitbürgern. Wohl zweifelte er selbst am Erfolg und bemerkte 1820 in der Jahresübersicht: „Für bildende Kunst warf es mich noch immer schrecklich herum, ob ich den von meinem Sohne und mir ausgeworfenen Samen auf diesem ungünstigen Erdreich fortzubauen versuchen oder aber da Dorn und Disteln so fortwuchern lassen solle, dass je weder Minerva noch Apoll mit seinen Musen oder die Grazien an dieser Stätte sich anzusiedeln gedenken können.“ Doch hat sein Wirken sicherlich dazu beigetragen, der Kunst in St. Gallen Beachtung zu verschaffen, und der noch vor seinem Tod erfolgten Gründung eines Kunstvereins den Boden bereitet.

V. Hartmann als Vater.

Weit weniger als über Hartmanns öffentliches Wirken und seine wissenschaftliche Betätigung ist über seine persönlichen Verhältnisse bekannt. In Dr. Zollikofers Nekrolog ist wohl die Rede von häuslichen Widerwärtigkeiten, die zusammen mit Krankheitsumständen in späteren Jahren seine Tage verkümmerten, und in den Jahresübersichten spricht Hartmann selbst öfters von arger finanzieller Bedrängnis und tut gelegentlich unmutige Aeusserungen über seinen Sohn. Aber nicht aus diesen allgemeinen Andeutungen, sondern einzig aus den Briefen lässt sich eine richtige Vorstellung davon gewinnen, welch schwerer Druck viele Jahre lang auf ihm lastete und wie kränkend es für ihn sein musste, trotz schweren Opfern alle auf den Sohn gesetzten Hoffnungen fehlschlagen zu sehen.

Im Februar 1791, ein gutes Jahr nach seiner Heimkehr aus Westfalen, hatte Hartmann sich mit Margareta Wetter verheiratet, die, 1759 geboren, fünf Jahre älter war als er. Der Sohn berichtet von ihr, dass sie schwach und schon in seiner Jugendzeit kränklich gewesen sei, ja einmal spricht er geradezu von geistiger Krankheit der Mutter, durch die der Haushalt arg gestört wurde. Da nun auch der Vater nicht von kräftiger Konstitution war, — im Jahr seiner Verheiratung wurde er auf ärztliches Attest hin wegen schwächerer Gesundheit für zwei Jahre von den Exerzierübungen befreit, — kann es nicht befremden, dass das einzige Kind aus dieser Ehe, ein am 12. Januar 1793 geborener Knabe, der in der Taufe die Namen Johann Daniel Wilhelm erhielt, von Jugend auf schwächlich war, und ein Sorgenkind ist er für den Vater, solange dieser lebte.

Hartmann schrieb später in einer für den Sohn bestimmten Aufzeichnung: „Bei der Geburt nur mit überzartem Körperbau ausgestattet, war das Fortkommen Deines Erdenlebens höchst zweifelhaft. Es zu erhalten, brauchte es weit mehr als der gewöhnlichen Kinderpflege, und die sorgsamste, die damals in hier noch an der Tagesordnung war, hätte Dich vielleicht doch, eben ihrer Sorgsamkeit wegen, zugrunde gerichtet.“ Darum habe er neuere Grundsätze der physischen Erziehung, die eben in St. Gallen Wurzel fassten, mit Mass angewandt und auch seine Frau trotz den Einflüsterungen ihrer „dummen“ Familie dafür gewonnen, ohne aber den Sohn vor der rhachitischen Krankheit bewahren zu können, „ein Uebel der Kindheit, das mitunter den grössten Männern ihre Geistesfähigkeit scheint entwickelt zu haben, während es ihren Körper nur schwächlich erhielt“. Als dann eine Pockenepidemie ausbrach, liess er zum Entsetzen seiner eigenen Mutter und der Angehörigen seiner Frau den Knaben impfen, der hierauf die Krankheit leicht überstand und fortan gesünder war. Seiner möglichst vorteilhaften Entwicklung in physischer und geistiger Hinsicht schenkte der Vater stets die grösste Aufmerksamkeit, und als die Zeit des Schulbesuchs herankam, übernahm er selbst den Unterricht.

Wilhelm hat später in vertraulichen Mitteilungen an Landammann Aepli diese Sorgfalt für seine intellektuelle Bildung dankbar anerkannt. „Ausser diesem aber“, fügte er bei, „traf mich das Unglück moralischer Vernachlässigung; denn meine entscheidendsten Jahre fielen in die helvetische Revolutionszeit, innert welcher mein Vater, von mannigfaltigen Anstellungen abgehalten, fast nie bei Hause sein konnte, meine Mutter aber meistensteils

schwerkrank lag.“ Da habe manches Schlimme sich entwickelt, das neben dem Guten sich fortpflanzte, und Jahre hindurch habe er wirklich als Halbwilder gelten können. An anderer Stelle¹⁾ erzählt er, dass er bis in sein vierzehntes Lebensjahr Mädchenkleider getragen habe. „Den ganzen Tag war mein Vater abwesend vom Hause im Gebäude der Regierung. Voll Liebe, aber schwach und kränklich, wartete meiner einzig die Mutter. Lesen und Schreiben lernte ich früh; Religionsunterricht blieb mir fremd, ebenso Rechnen, welches ich nie lernte. Andere im gemeinen Leben nützliche Dinge blieben mir fremd. Meine geistige Nahrung, deren ich doch früh bedurfte, waren nur alte Romane, auf dem Söller des Hauses liegend. Doch ein podagrisches Uebel hielt endlich meinen Vater, glücklich für mich, lange Zeit zu Hause. Er hatte kurze Zeit zuvor ein kleines Landgut gekauft. Naturgeschichte war sein Lieblingsfach neben vielen andern wissenschaftlichen Dingen; davon ergriff Entomologie den Knaben.“

In solcher Weise genoss Wilhelm Hartmann bis in sein fünfzehntes Lebensjahr keinen Schulunterricht. Die schweren Mängel dieser Erziehung waren sicher dem sonst so scharfsichtigen Vater nicht verborgen; nur die Schwäche des Knaben kann ihn davon abgehalten haben, schon früher eine Änderung eintreten zu lassen. So schwer aber der Gedanke an Trennung ihm gefallen sein mag, wandte er doch im November 1806 sich an Niederer, den ihm seit Jahren bekannten Gehilfen Pestalozzis, in der Absicht, im Frühjahr seinen Sohn der Anstalt in Yverdon zu übergeben. Niederer hiess das gut mit dem Beifügen, nach der vom Vater gegebenen Charakteristik dürfte dem Knaben die fremde Welt im Institut „etwas hart auffallen“; aber die Erschütterung werde „besonders auf Kräftigkeit und Energie seines Lebens wirken“. Erst im Sommer 1807, im Juni oder Juli, fand dann Hartmann Gelegenheit, seine Absicht auszuführen und persönlich seinen Sohn der Obhut Pestalozzis anzuvertrauen.

Ein erster, mit Bangen erwarteter Bericht vom 7. August lautete nicht ungünstig. „Es ist mir äusserst angenehm“, schrieb Pestalozzi, „Ihnen, verehrtester Freund, frohe Nachrichten von Ihrem Sohn geben zu können. Allmählich gewöhnt er sich an das jugendliche Leben der andern Zöglinge, die lange ihren Spass mit ihm getrieben haben, doch ohne ihn je zu beleidigen, da er sich bei allen körperlichen Spielen und Uebungen gar nicht zu helfen wusste. Jetzt nimmt er an allem gerne Anteil und fühlt, wie notwendig ihm solche Uebungen sind. Mir scheint wirklich, er habe körperlich schon merklich zugewonnen.“ Trotz den durch seine Unbeholfenheit hervorgerufenen Neckereien sei er wegen seiner Güte und Gerdigkeit bei den andern Knaben beliebt und werde von ihnen angestaut wegen seiner Kenntnisse in der Naturgeschichte. Das Französische mache ihm Mühe, ebenso das Kopfrechnen; doch nehme er an allen Uebungen mit Interesse teil. So bestehe Aussicht auf guten Erfolg; aber es sei hohe Zeit gewesen, „eine harmonische Bildung mit ihm vorzunehmen“. Im Oktober meldet Niederer, Wilhelm habe „die Weichheit und weibliche Empfindsamkeit, die er aus dem Gynaceum (Frauengemach) mitbrachte, an mehr knabenhafsten und männlichen Ausdruck und Stimmung vertauscht“; doch hielt es nach einer späteren Mitteilung schwer, ihn zu selbständiger geistiger Bewegung anzureizen. Niederer hatte ihn zu der Unterweisung im Christentum für die Zöglinge, die an Pfingsten zum Abendmahl zugelassen werden sollten, beigezogen, befürchtete aber bei seiner Schwächlichkeit Ueberlastung, zumal da es ihm an religiöser

1) In einem für Hortensia Hirzel, seine spätere Frau, bestimmten Bericht, der 1912 im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“, Nr. 215, 3. Blatt, und Nr. 217, 2. Morgenblatt, abgedruckt wurde.

Anschauung und religiösen Begriffen zu mangeln scheine oder vielmehr jene noch nicht in ihm gebildet sei.

Auch in der Folge wollten die Fortschritte des Knaben den Wünschen des Vaters und der Lehrer nicht entsprechen. Pestalozzi selbst berichtete im Februar 1808, die im Institut befolgte Methode tue nicht die erhoffte Wirkung; es mangle dem Zögling an der jugendlichen, lebendigen Kraft der Imagination, und sein Gedächtnis sei, wo nicht die Anschauung ihm zu Hilfe komme, sehr schwach; dazu sei er häufig nicht ganz wohl. Das Beste für seine Zukunft werde sein, die Kenntnisse in Naturgeschichte und Zeichnen zu benutzen, um ihm eine Lebensbahn zu schaffen; was in diese Richtung einschlage, treibe er gern, und damit werde er am ehesten Erfolg haben. Für Niederer war der Knabe „eine merkwürdige Erscheinung vom Guten und Schlechten einer zu weit fortgesetzten häuslichen und mütterlichen Beschränkung und Erziehung“. Nur Pestalozzis Methode und Anstalt schien ihm geeignet, bei längerem Aufenthalt dem Mangel abzuhelpfen. Noch in einem späteren Briefe wiederholte er diese Mahnung mit dem Beifügen, dass Pestalozzi gern Wilhelm ein halbes Jahr unentgeltlich behalten wolle, wenn dies den Vater bestimmen könnte, ihn länger im Institut zu lassen; im Juli werde der treffliche Naturhistoriker von Türk nach Yverdon kommen und sich mit Pestalozzi vereinigen.

Nach einem Brief, den Hopf, der Lehrer der Naturgeschichte, im März 1808 an Hartmann richtete, war dessen Sohn ihm im Zeichnen behilflich. Sein baldiger Weggang galt im Institut als eine ausgemachte Sache. Gleichwohl blieb er noch mehrere Monate und erzielte in dieser Zeit, wie er selbst erzählt, gegen freie Station Unterricht in Naturgeschichte, und zwar selbst dann noch, als der Kammerherr von Türk angelangt war und er dessen Schüler wurde. Erst Mitte September zeigte ihm der Vater an, dass er sich bei günstiger Wittring demnächst zu Fuss auf den Weg machen und in der ersten Oktoberwoche ihn abholen wolle.

Hartmanns Meinung war gewesen, dass sich Wilhelm in Yverdon für den Lehrerberuf vorbereiten solle. Pestalozzi aber fühlte sich durch seine Beobachtungen in der früher geäusserten Ansicht bestärkt und sagte am Abend vor der Abreise zu ihm: „Lassen Sie Ihren Sohn Naturforscher werden; für dieses Fach hat er ausgezeichnet, für anderes aber gar kein Genie.“ Das hörte der Vater nicht gern; er entgegnete aber nichts, lächelte nur ärgerlich. Er liess nun in der gleichen Absicht Wilhelm zu weiterer Ausbildung die heimatliche Schule besuchen, an der neben andern Professor Scheitlin lehrte. Auch hier aber stellte sich heraus, dass für gewisse Fächer, besonders für Mathematik, jegliche Anlage mangelte, und schliesslich musste sich Hartmann eingestehen, dass Pestalozzi recht geschen habe. Doch wollte er den Sohn nicht für die Naturwissenschaften bestimmen (vielleicht weil er die Kosten für die Ausbildung scheute), sondern entschloss sich trotz



Georg Leonhard Hartmann.
Stich von Wilhelm Hartmann nach in Wachs bossiertem
Relief von B. Curriger.

den eigenen entmutigenden Erfahrungen, ihn den Beruf ergreifen zu lassen, den er selbst vor Zeiten gewählt hatte. Er wurde nun Wilhelms Lehrmeister, liess ihn eine Zeitlang auch den Unterricht des Zeichenlehrers am katholischen Gymnasium, Antonio Orazio Moretto, besuchen und brachte ihn im August 1812 nach Zürich, damit er bei dem bekannten Kupferstecher Hegi das Aquatinta-Verfahren erlerne.

Aus der Zeit von Wilhelms fast ein volles Jahr dauerndem Aufenthalt in Zürich liegt eine Reihe von Briefen vor, in denen liebevollste Besorgtheit des Vaters um sein einziges Kind sich ausspricht. Selbst noch schmerzlich bewegt, richtet er etwa eine Woche nach der Trennung tröstende Worte an den Sohn: um seines Besten willen habe das Opfer gebracht werden müssen; nun möge er alles tun, damit sie um so bärder wieder sich vereinigen könnten.¹⁾ Im folgenden Monat gibt ihm ein Schreiben Wilhelms Anlass zu nachdrücklicher Warnung vor schrankenloser Hingabe an weichliche Stimmungen.²⁾ Dann wieder ist er bemüht, dem Sohne das Sicheinleben in die ungewohnten Verhältnisse zu erleichtern; er erteilt ihm gute Ratschläge für seine Ausbildung, leitet ihn zu geordneter Rechnungsführung und passender Arbeitseinteilung an und bespricht eingehend Arbeiten, die Wilhelm ausgeführt hat, lobt, macht Aussetzungen, bringt Verbesserungsvorschläge und ermuntert zur Beharrlichkeit. Aus den Mitteilungen, die Hartmann über sich selbst macht, geht hervor, dass er in dieser Zeit mit der Abfassung seiner nur für Wilhelm bestimmten Biographie begann und mit der Sichtung seiner Sammlungen beschäftigt war. Alles Minderwertige, und was nicht später Wilhelm von Nutzen sein konnte, gedachte er zu veräussern und sandte in dieser Absicht eine grössere Partie Kupferstiche nach Zürich, wo aber anscheinend nicht genug dafür geboten wurde. Finanzielle Bedrängnis nötigte ihn zu diesem Schritt. Im Juli 1813 spricht er von einem „leidigen Zwischenspiel, das Steinmüller izt mit mir vorhat und das sich, wie dir bekannt, im Oekonomie- und Finanzfache herumtreibt.“³⁾ Acht Tage später bemerkt er voll Bitterkeit: „Die Sache wird sich endlich bald ergeben, so gut es sein kann, wenn ein ehrlicher Mann mit einem falschen Freunde einen Handel abzumachen hat. Es empört mich nichts mehr, als wenn die Niederträchtigkeit die Larve der Grossmut vor ihr schändliches Gesicht hält. Aber, um ein Mann zu sein, muss man zu dulden wissen; es kommt doch meistens die Zeit, die dem Schurken die Larve entreisst und den armen Dulder in seinem innern Werte darstellt.“

Als Wilhelm Hartmann von Zürich zurückkam, stand er im einundzwanzigsten Jahre. Er versuchte nun mit Zeichenunterricht, Kupferstechen, Malen von Blumen und dergleichen seinen Unterhalt zu gewinnen; aber es glückte nicht recht. Auch ein Versuch als reisender Porträtmaler im Sommer 1814 brachte nur vorübergehenden Erfolg. Gleichwohl verlobte sich Wilhelm gegen den Wunsch des Vaters mit Elise Wartmann und gründete 1816 einen eigenen Hausstand. Auf den Rat eines Oheims, dass mit dem Druck von Etiketten, Kurszetteln und Ähnlichem eher ein sicherer Verdienst zu erlangen wäre, begab er sich, um das lithographische Verfahren zu erlernen, im Herbst in Begleitung des Vaters nach München. Aber das neue Unternehmen wollte, da Wilhelm an der handwerkmaßigen Tätigkeit keine Freude hatte, ebenso wenig florieren wie ein mit Unterstützung des Vaters begonnener Kunsthändel, für den der Oheim (Elias Rusch) Geld vorstreckte. Statt der Einnahmen wuchsen die Schulden, und auch die unüberlegt eingegangene Ehe gestaltete sich so unglücklich, dass kurz nach der im Januar 1819 erfolgten Geburt eines Knäbleins vom Ehegericht die vorläufige und nach Ablauf des Termins die endgültige Trennung ausgesprochen wurde.

¹⁾). S. Anhang, Nr. 1. ²⁾ S. Anhang, Nr. 2. ³⁾ Vgl. unten S. 39.

Schon im Februar 1819 begab sich Wilhelm, die Regelung seiner Verpflichtungen dem Vater überlassend, der mit schweren Opfern das Aeusserste abwendete, nach Zürich und warf sich mit grossem Eifer und gutem Erfolg auf das Studium der Naturwissenschaften. Freunde und Gönner verhalfen ihm daneben zu lohnender künstlerischer Beschäftigung und vermittelten ein gütliches Abkommen mit der Kunsthändlung Füssli, die eine grössere Forderung an ihn hatte. Im folgenden Jahr verschaffte ihm die Empfehlung des Dr. Schinz eine Anstellung als Naturalienmaler bei dem Prinzen Maximilian von Wied, der einem mehrbändigen Werk über seine Reise nach Brasilien zoologische Tafeln beigegeben wollte. Als Wilhelm im Sommer 1820 nach Neuwied verreiste, um den seiner Begabung und seinen Neigungen durchaus entsprechenden Posten anzutreten, schien auch für sein späteres Fortkommen sich die beste Aussicht zu eröffnen.

Wieder sind aus den zweieinhalb Jahren, die Wilhelm in Zürich und Neuwied verbrachte, gehaltvolle Briefe des Vaters erhalten. Während mehrere von ihnen besser als irgend eine andere Quelle Auskunft darüber geben, wie es vor hundert Jahren in St. Gallen um Kunst und Wissenschaft bestellt war, lassen andere die Persönlichkeiten des Vaters und Sohnes in ihrer Verwandtschaft und ihrer Gegensätzlichkeit hervortreten und enthüllen Schritt für Schritt die durch Wilhelms ungeregelter Wesen verschuldete Katastrophe, mit der die verheissungsvolle Berufung nach Neuwied abschloss.

Als Hartmann die dringendsten Verbindlichkeiten seines Sohnes geordnet hatte, suchte er, ehe weitere Massnahmen erfolgten, zu einer Entscheidung darüber zu gelangen, wie ihre Zukunft sich gestalten und namentlich, ob der begonnene Kunsthandel fortgeführt oder liquidiert werden solle.¹⁾ Er verkannte nicht, dass das Interesse für wahre Kunst in St. Gallen äusserst gering sei, wollte aber die Hoffnung nicht ganz aufgeben, dass es durch unverdrossenes Bemühen sich wecken liesse, und wünschte deshalb sich die Möglichkeit zur Wiederaufnahme dieser Bestrebungen offen zu halten. Da aber Wilhelm die Zeit für die Weiterführung der Kunsthändlung ganz ungeeignet erachtete und noch andere Einwände erhob, liess auch der Vater, wenn schon ungern, davon ab und kam in seinem nächsten, ein halbes Jahr später geschriebenen Brief nicht mehr darauf zurück. Dafür treten nun die naturwissenschaftlichen Studien, denen Wilhelm sich zugewandt hatte, in den Briefen mehr hervor. Einem angefangenen Schreiben fügte Hartmann am 1. Dezember 1819, eben aus einer Sitzung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft kommend, einen kurzen Bericht über dieselbe bei. Auf eine Frage des Sohnes, der ein neues System der Gasteropoden aufgestellt hatte, lehnte er bescheiden ab, darüber ein Urteil zu fällen. Er habe erst in späteren Jahren sich ernsthaft mit den Naturwissenschaften befasst und sein Augenmerk mehr auf Beobachtung des einzelnen als auf Gewinnung eines allgemeinen Ueberblicks gerichtet; darum fühle er sich nicht kompetent, über die seit Linné entstandenen Systeme abzusprechen. Einige Monate später gab er einen scherhaften Bericht über die Jahresversammlung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft.²⁾

Als der Vater in der folgenden Woche, da die Abreise nach Neuwied unmittelbar bevorstand, Wilhelm besuchte, traf er ihn in so mutloser Stimmung, dass er sofort nach der Heimkehr ihm nochmals zusprechen zu müssen meinte. „Es ist mir prophetisch gewiss“, schrieb er, „dass, wenn Du noch ein Jahr Dich männlich erzeugst und nicht wie ein unbeholfenes Kind winselst, dann die Pforten der Leiden geschlossen werden. Ich hänge an diesem Gedanken, den ich weiter ausführen könnte, so überzeugend als an dem

¹⁾ S. Anhang, Nr. 3. ²⁾ S. Anhang, Nr. 4.

Bewusstsein meines Daseins. Verliere nur Du selber den Mut auch nie, so ist alles gewonnen. Du trittst eine ehrenvolle Reise freiwillig an; — es ist keine Verbannung ausser Dein Vaterland, da auch die Rückkehr wieder von Dir abhängt. Mache nun ja aber, dass diese Woche alles in Ordnung kommt.“

Wirklich erfolgte die Abreise, — über die näheren Umstände ist nichts bekannt, — und der Aufenthalt in Neuwied gestaltete sich fürs erste recht erfreulich. Der nächste erhaltene Brief Hartmanns (von Mitte November) deutet auf zuversichtliche Stimmung, die ihn zu einem ausführlichen Bericht über die Jahresversammlung der Oekonomischen Gesellschaft und die letzten Sitzungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Musse finden liess.¹⁾ Mehr unwillig als erschrocken über ein noch vor Absendung des Briefes eintreffendes düsteres Schreiben Wilhelms, fügte er einige beschwichtigende Sätze bei.

Nachträglich aber fühlte er sich doch beunruhigt und geriet in schwere Sorge, als auf Ende des Jahres noch kein neuer Bericht eingetroffen war. „Ich weiss ja wohl“, schrieb er am 30. Dezember, „wie mannigfaltige Hindernisse sich ereignen mögen, weswegen man nicht immer gleich das Schlimmste befürchten darf. Aber das Gefühl eilt dem Wissen stets zuvor und greift tiefer als dieses. Darum scheitern wir so oft mit unserer Philosophie. Auch bei einem Schiffbruche ist sehr oft nur der Zaghafte gewiss verloren, wenn Geistesgegenwart hingegen den Mutigen rettet. So will ich denn im Sturme, den Dein Stillschweigen in mir erregte, mich noch nicht für gescheitert und so lange nicht für verloren halten, als noch ein einzelner Balken schwimmt, an dem ich mich halten kann. Solltest Du krank und sogar gefährlich krank sein, so verliere die Hoffnung nie; sie hilft zur Genesung.“

Ein Brief mit guten Nachrichten liess ihn erleichtert aufatmen; nun wollte er den 12. Januar, den Geburtstag Wilhelms, feiern, so gut es nur in seinem Hause möglich sei. Ebenso erfreulich wie die wissenschaftlichen Fortschritte, von denen der Sohn berichtete, war ihm dessen Mitteilung, dass er es zu geregelter Tageseinteilung gebracht habe. „Ach Gott“, bemerkte er dazu voll schmerzlicher Resignation, „mir kann dies Glück nicht zuteil werden, solange ich unter eignem Dach auch nicht einen Winkel habe, wo ich vor meinem Weibe ruhig und frei bin.“ Immerhin hoffte er, den ökonomischen Druck, der ihn auch in seinen Arbeiten hemmte, durchbrechen zu können. Gute Zuversicht spricht auch aus einem Schreiben des Vaters vom 3. März. Er freut sich der wachsenden Anerkennung, die Wilhelm findet, und ist gern bereit, ihn gewähren zu lassen. Von seiner eigenen Arbeit im Archiv berichtet er mit Befriedigung; sie ziehe ihn freilich von der Naturgeschichte ab, erwerbe ihm aber die Achtung und Erkenntlichkeit der Mitbürger und führe ihm manches Körnlein zu eigenem Gebrauche zu. Auch eine Einladung der Orellischen Buchhandlung, neben andern schweizerischen Historikern Beiträge zu einer historischen Galerie für den helvetischen Almanach zu liefern, ist ihm erfreulich gewesen; er denkt daran, zunächst das Leben des Bürgermeisters Varnbüler nach den ihm jetzt zugänglichen Quellen darzustellen, und will weiterhin Sangallensia oder etwas Artistisches neben der Naturgeschichte vornehmen.

¹⁾ S. Anhang, Nr. 5.



Wilhelm Hartmann.
Selbstporträt?

So mochte Hartmann schon eine bessere Zeit anbrechen sehen, in der die quälende Sorge um den Sohn von ihm genommen würde und dieser endlich gelernt hätte, sich selbstständig im Leben zurechtzufinden. Da riss ein neuer Jammerbrief ihn wieder zurück in das alte Elend, und statt am 19. März den eigenen Geburtstag mit einem Gang ins Freie zu feiern, setzte er bekümmerten Herzens sich hin und suchte nach kräftigen Worten, um die hypochondrischen Anwandlungen des Sohnes zu zerstreuen.¹⁾ Noch konnte er, da in dem Schreiben offenbar kein bestimmter Hinweis auf beunruhigende Vorkommnisse enthalten war, sich an die Hoffnung klammern, dass nur körperliche Einflüsse, dazu das Heimweh und die Vorstellung, aus dem Vaterland verbannt zu sein, die schwermütige Stimmung in Wilhelm erzeugt hätten und sie sich wieder verlieren werde. Auch diesen schwachen Trost aber raubten ihm neue verworrene Briefe voll unklarer Andeutungen, und ein am 5. Mai eintreffendes Schreiben liess völlige Geistesverwirrung befürchten.

Voll Verzweiflung wandte sich Hartmann, keinen andern Rat findend, noch am gleichen Tag an den Prinzen von Wied mit der flehenden Bitte, sich der Sache anzunehmen und ihm zuverlässige Auskunft zukommen zu lassen. So viel war dem letzten Briefe zu entnehmen, dass Wilhelm wieder in Schulden geraten war und sich mit Selbstvorwürfen quälte. Deshalb erklärte sich der Vater bereit, was immer in seinen Kräften stehe, zu leisten, um ihn aus diesen Verbindlichkeiten zu befreien, und wollte gern seine Zustimmung zu schleuniger Heimkehr geben, wenn die Verpflichtung gegen den Prinzen nicht hinderlich sei. Ein entsprechendes Schreiben an den Sohn lag dem Briefe bei.

Doch obschon Hartmann nichts versäumte, um Wilhelms baldige Heimreise zu ermöglichen, und ihm wiederholt liebevoll zusprach, alle Befürchtungen wegen der unterwegs drohenden Gefahren ihm auszureden suchte und dafür Sorge trug, dass er in Frankfurt sich bei einem im Hause Rotschild angestellten St. Galler mit Geld versehen könnte, war der Schwächling nicht imstande sich aufzuraffen, sondern quälte sich mit Todesahnungen und sandte dem Verleger seiner Gasteropoden Abbildungen für die Fortsetzung mit der Begründung, die Hoffnungslosigkeit, die Vaterstadt wiederzusehen, verbiete ihm, sie zu behalten. Schon hatte er einmal die Reise angetreten, da ging etwas nicht nach Wunsch, und er kehrte wieder um und begann das alte Spiel von neuem, so dass zuletzt auch der Vater, neue Verstrickung in Schulden befürchtend, die Geduld verlor und eine abermalige kräftige Mahnung am 28. Juli mit den Worten schloss: „Morgen mehr von Deinem gekränkten Vater“. Dies scheint endlich gewirkt zu haben; denn es liegt kein weiteres Schreiben mehr vor. Aber Wilhelm hatte, wie er anderthalb Jahre später einem Doktor in Neuwied, der sich in der schlimmsten Zeit seiner angenommen hatte, eingehend schilderte, nur mit äusserster Gewalt sich bezwingen können und trieb sich in einer furchtbaren Stimmung von einer Station zur andern. Je näher er der Heimat kam, um so mehr wuchs das Unbehagen. „Fatale Reisegesellschaft von Stuttgart weg steigerte Furcht und Hypochondrie. Von Schaffhausen weg nahm ich sogar bis an die thurgöwische Grenze einen Mann zur Bewachung mit in die Kutsche. Beim Eintritt in den Kanton St. Gallen und dem Anblick der Appenzeller Berge ward mir enger statt wohler, und das Gefühl, ich kehre zu meinem Unglücke heim, drückte mich ganz nieder.“

Monatelang lebte er in völliger Lethargie dahin, unfähig zu irgend welcher Tätigkeit. Erst allmählich raffte er sich wieder auf und betrieb nun mit wenig Lust und Erfolg von neuem die Stein- und Kupferdruckerei. Der Vater hatte ihn wieder in seinen Haushalt

¹⁾ S. Anhang, Nr. 6.

aufgenommen und trat ihm sogar im Jahr 1823 seinen eigenen Studier- und Arbeitsraum ab. Mit seiner Leitung in geschäftlichen Dingen aber wollte er sich nicht mehr befassen; sondern in der ersten Zeit war es ein junger Jurist, später Präsident Gonzenbach, die sich dieser Aufgabe unterzogen. Als im Jahr 1824 die Mutter ins Prestenhaus aufgenommen wurde und Hartmann genötigt war, sein Haus zu verkaufen und eine Mietwohnung zu beziehen, ging Wilhelm nach Bern, um sich zu künftigem besserem Erwerb durch den Wappenmaler E. Wyss in die heraldische Kunst einführen zu lassen. Auch dort aber heftete sich das Missgeschick an seine Sohlen. Briefe liegen nicht vor, dagegen ein Blatt von des Vaters Hand, das seinen Seelenzustand ahnen lässt, die Abschrift eines Briefes, in dem Dr. I. in Bern¹⁾ am 15. August 1825 einem Unbekannten über „Hartmann den Unglücklichen“ Bericht gab, wie er auch in Bern wieder von krankhaften Stimmungen heimgesucht wurde und auf keinen grünen Zweig kommen konnte, sondern zu befürchten stand, dass seiner Schulden wegen schliesslich noch die Polizei gegen ihn einschreite. Mit welchen Gefühlen mag der Vater diese trostlosen Mitteilungen kopiert haben! Gute Freunde in Bern und Präsident Gonzenbach²⁾ ermöglichten Wilhelm die Rückkehr nach St. Gallen, wo er fortan, so gut es gehen wollte, sich durchs Leben schlug.

VI. Schluss.

Nicht die freundliche Stimmung eines heiteren Herbstabends war über Hartmanns letzte Lebensjahre gebreitet, sondern auf ihnen lag der schwere Druck eines trüben Novembertages, wo rauher Ostwind die Blätter von den Bäumen fegt und unter seinem eisigen Hauch die letzten Blumen erstarren. Die mutige Zuversicht, mit der er vordem seinem leicht verzagenden Sohn zugesprochen und unter den schwierigsten Verhältnissen die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft hochgehalten hatte, war völlig gebrochen und an ihre Stelle dumpfe Resignation getreten. Auch die amtlichen Aufgaben, denen er so willig sich gewidmet hatte, gewährten ihm keine Befriedigung mehr. Schon 1821 heisst es in der Jahresübersicht: „Die Geschäfte des Erziehungsrates sind mir bald eine unerträgliche Last, teils weil mit Ausnahme eines nur Geistesinvaliden oder der Sache Unkundige da salbadern, teils weil mir wieder 30 Gulden von der wohlverdienten Besoldung abgestohlen wurden und alles sich vereint, jeden Keim zu zerknicken, der der Aufklärung dienen sollte.“ Im folgenden Jahr klagt er, der Erziehungsrat sinke immer tiefer; da als Aktuar ausharren zu müssen, sei eine wahre Zuchthausstrafe. Doch erlaubten ihm seine ökonomischen Verhältnisse nicht, vom Amt zurückzutreten; im Gegenteil musste er froh sein, 1823 die Stelle eines Ehegerichtschreibers zu erhalten, so wenig sie ihn lockte. Er tat an beiden Orten, was die Pflicht erforderte; aber die Tätigkeit beim Ehegericht erschien ihm als eine „wahre Galeerenarbeit“; schon 1825 resignierte er und gab noch zu Ende des Jahres seiner Befriedigung darüber Ausdruck.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Arbeiten ist zu sagen, dass Hartmann, wie die früheren Mitteilungen zeigen, fast bis zu seinem Tode überaus tätig war. Vor allem lag ihm daran, seine Sammlungen noch soweit zu ordnen, dass sie auch für andere brauchbar würden, und dieses Ziel hat er in der Hauptsache erreicht. Aber die rechte Freude an

¹⁾ Wohl Prof. Ith, der nach Wilhelms Mitteilungen an Aepli sich in Bern seiner annahm. ²⁾ Nach An- deutungen in den gleichen Mitteilungen.

der Arbeit war ihm vergällt; sogar in Betreff der Hartmanniana, deren Bereicherung ihm früher ein wahres Herzensanliegen war, bemerkte er 1826: „Für diese bin ich fast ganz erkaltet, weil ich täglich überzeugender ersehe, ohne weitere Nachkommenschaft werde unser Stamm mit meinem Sohne erlöschen und zwar so, dass alle literarischen und artistischen Sammlungen, die ich mir machte, er durch Notzwang sogleich nach meinem Tod entäussern muss.“ Er hatte „für ein Blutgeld, Honorar genannt“, einen Verleger für seine Ichthyologie gefunden; aber der langsame Fortgang des Druckes verdross ihn und benahm ihm allen Mut zu weiteren Publikationen. „Doch sollte ich“, schrieb er in der Jahresübersicht, „noch etwas mehr verdienen, als das Aktuariat des Erziehungsrates mir einträgt. Fähig fühle ich mich für das ein oder andere. Aber gerade das, wozu ich mich fähig fühle, will mir kein Brot geben. O, welch ein Elend ist es, von ganzer Seele mit dem Drange nach Wissenschaft erfüllt zu sein und doch an einem ganz wissenschaftslosen Orte leben zu müssen! — Doch, was klage ich in den Wind, der verderbend wie der Samum mir alle Säfte austrocknet! Auch ich noch werde blutarm und verlassen sterben müssen wie schon mancher, der geschickter, weiser und vielleicht besser war.“

Wohl zu allen Zeiten war Hartmanns Einkommen bescheiden zu nennen. Immerhin hatten mit der Uebernahme öffentlicher Aemter seine Verhältnisse sich etwas gebessert, so dass er in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ein eigenes Heim im Linsebühl, die „Löwengrube“ geheissen, erwerben konnte und sich einer gewissen Behaglichkeit erfreute. Schon 1813 aber ist von einer unerfreulichen Auseinandersetzung mit Steinmüller, die ins Finanzfach einschlug, die Rede,¹⁾ und in der Folge bürdete das wiederholte Missgeschick des Sohnes, die fehlgeschlagenen Versuche, ihm durch Einrichtung einer lithographischen Presse und einer kleinen Kunsthändlung zu einer ausreichenden Existenz zu verhelfen, und zuletzt noch der klägliche Misserfolg der Reise nach Neuwied dem Vater eine schwere Schuldenlast auf. Er spricht wohl 1821 von Freundeshilfe, die ihn in der schlimmsten Lage etwas erleichtert habe, und veräusserte, so schwer es ihn ankam, einen Teil seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen; aber das genügte noch nicht. Erst der Verkauf seines Hauses und die Uebernahme seines Museum Sangallense durch die Stadtbibliothek halfen soweit, dass er Ende 1825 feststellen konnte, es stehe um seine Oekonomie besser, wennschon noch nicht alles Wünschbare erreicht sei.

Zu dem häuslichen Missgeschick und den finanziellen Sorgen gesellte sich körperliches Leiden. Schon früher öfters von einem podagrischen Uebel geplagt, wurde Hartmann in den Jahren 1825—1827 wiederholt von schmerzhafter Unterleibskrankheit heimgesucht, die sich infolge einer vernachlässigten Rose einstellte. An seinen Sohn hatte er einmal geschrieben: „Wenn man in meiner Vaterstadt nicht mehr weiss, wer St. Gallens Geschichtschreiber ist, so muss man doch noch wissen, dass ich Bürger bin, und kann mir darum zuletzt die Musprund nicht versagen.“ Wirklich bewarb er sich jetzl, weil sein Wunsch, eine einsame ländliche Hütte beziehen zu können, unerfüllt blieb, um ein Stübchen im Spital nebst mittelmässiger Pfrund, konnte aber die Aufnahme nicht erlangen²⁾ und musste nochmals seine Wohnung wechseln, was ihm sehr beschwerlich und in seinen

¹⁾ Steinmüller lieh ihm nach vorliegendem Schuldbrief auf seine stark belastete Besitzung 1300 Gulden, die 1818 durch Elias Rusch übernommen wurden. ²⁾ Nach dem Protokoll des Spital-Comités hatte der Stadtrat den Access zu einer Pfrund bewilligt. Allem Anschein nach scheiterte aber die Aufnahme an der vom Comité geforderten Barzahlung, für die Hartmanns kleines Vermögen (300 Gulden) nicht mehr hinreichte. Vgl. die unwillige Bemerkung Ehrenzellers in den Jahrbüchern der Stadt St. Gallen, 1828, S. 108, Anm.

Arbeiten hinderlich war. Als er noch einmal am Schluss des Jahres sich Rechenschaft gab, beschloss er sie mit den Worten: „So ist denn wieder ein Jahr vorübergegangen, näher zu meinem Lebensziele als zur Beendigung alles dessen, was ich hienieden noch gewissermassen beenden möchte. Seit 30 Jahren führe ich nun eine solche Jahresübersicht, und des Wankens, der Unschlüssigkeit war stets mehr als der Ausführung, weil ich in zu vielerlei mich herumwarf. Ich glaubte voriges Jahr kaum, dass ich das Ende des izzigen wieder erlebe. Wie viel eher kann ich nun denken, in dem künftigen desto gewisser zu sterben.“ Seine Ahnung wurde erfüllt; nachdem am 26. März seine Gattin ihm vorangegangen war, brachte ein neuer Anfall seines Leidens am 8. Mai 1828 auch ihm die Erlösung aus einem Leben, das ihm nichts mehr zu bieten hatte.

* * *

Warmes Mitgefühl erweckt das Geschick dieses Mannes, der ein von Irrtümern gewiss nicht freies, aber stets von redlichem Bemühen erfülltes und höchst achtenswerten Bestrebungen gewidmetes, arbeitsreiches Leben in Armut und Verlassenheit beschlossen musste. Was er in jungen Jahren sich vorgesetzt hatte, seiner Republik zu dienen, alles Mögliche zu tun, um ihr Ehre zu machen, ihre noch verborgenen Vorzüge ans Licht zu ziehen, das hatte er nach dem Mass seiner Gaben und der Zeitumstände redlich ausgeführt, und wohlverdient war der ehrende Nachruf, den ihm der Präsident der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, Dr. Kaspar Tobias Zollikofer, widmete und bei dessen Wiedergabe in den Jahrbüchern der Stadt St. Gallen Peter Ehrenzeller nicht nur seine volle Zustimmung ausdrückte, sondern noch die Bemerkung beifügte: „Aber nur zu wahr ist, dass der Mann, dessen Biographie noch Wert behalten wird, wenn diejenigen, die ihn für nichts achteten, längst verschollen sind, erst nach dem Tod zu gelten anfangen wird.“

Was die Persönlichkeit Hartmanns betrifft, so war er von der Natur mit trefflichen Gaben, grossem Scharfsinn, ausgezeichnetem Gedächtnis und selbständigem Urteil ausgestattet und verfügte nicht nur über Eigenschaften, die ihn zu erfolgreicher wissenschaftlicher Tätigkeit befähigten, unermüdlichen Fleiss, gute Beobachtungsgabe, Gründlichkeit und einen unbestechlichen Sinn für Wahrheit, sondern vereinigte damit grosses Verständnis sowohl für die bildende Kunst wie für die Poesie und eine gemeinnützige Gesinnung. Seine besten Charaktereigenschaften kommen zur Geltung in dem Verhältnis zu seinem Sohn Wilhelm, dem er allezeit ein liebenvoller und bis zum äussersten opferwilliger Vater war. Gegen Fernerstehende aber liess er, zumal in späteren Jahren, sich oft arge Rücksichtslosigkeit zuschulden kommen und entfremdete sich selbst wohlgesinnte Freunde durch finsternes, empfindliches Wesen. Ein Uebermass von Kritik macht auch in seinen schriftlichen Arbeiten öfters unliebsam sich geltend. Durch diesen aus Verbitterung infolge Zurücksetzung und Missgeschick entspringenden Fehler hat Hartmann sich ohne Zweifel viel geschadet. Wie aber aus den Worten Dr. Zollikofers¹⁾ und Ehrenzellers verständnisvolle Nachsicht mit dem Toten spricht, so wird auch die Nachwelt sich durch diese Schwäche den Blick nicht trüben lassen für die guten Eigenschaften Hartmanns und für die grossen Verdienste, die er unter erschwerenden Umständen um Vaterstadt und Wissenschaft sich erworben hat.

¹⁾ Vgl. über diesen unten S. 47.

Anhang.

Aus Georg Leonhard Hartmanns Briefen an seinen Sohn Wilhelm.

1.

St. Gallen, den 21. August 1812.

Lieber, lieber Wilhelm!

Bei dem frohen Bewusstsein, alles Mögliche getan zu haben, was nun Dein künftiges Wohlsein befördern wird, fiel mir der Abschied von Dir doch unendlich schwer, — und da die Empfindungen in dem letzten Augenblicke uns beiden die Sprache raubten, da ich mich losreissen musste und Du wie eingewurzelt dastandest, meinem Weggehen nachzusehen, bis eine Ecke der Strasse mich Deinen Augen entzog, ach! da ward mein Herz so gepresst, dass ich zu erliegen glaubte! Langsam Schrittes und fast bewusstlos zog ich weiter und setzte mich endlich an der Sandgrube im Walde (wo wir zusammen ausruheten) nieder. Da geriet ich in Betrachtungen über die Stärke väterlicher Liebe, die den Schmerz der Trennung uns so herbe macht und diesen Schmerz doch zu überwinden weiss, wenn es das Wohl des Sohnes erfordert. — „Es musste ja um seines Besten willen sein“, dachte ich mir mit allen so statthaften Gründen! Dann raffte ich mich schnell auf und zog beruhigter weiter.

Vervollkommne Dich, mein Sohn, in der Kunst und in allem Guten, so bald und viel Du immer kannst. Dann können wir uns desto balder froh wiedersehen, und uns soll dann nichts mehr trennen, bis mich Gott zu sich rufen wird. . .

2.

St. Gallen, den 7. Septembris 1812.

Lieber, lieber Wilhelm!

An einem Abend, wo ich meiner mannigfaltigen, drückenden Verhältnisse wegen für so Vieles, das ich tun sollte, nicht mehr aufgelegt bin und, wenn Du hier wärest, mit Dir noch einen Spaziergang machen würde, setze ich mich hin, an Dich zu schreiben, und finde dabei mehr Genuss als alleine bei dem vollen Becher. Dein Brief von 2^{ten} dies hat mich um so mehr gefreut, da es dabei Deine Absicht war, mich einen Blick in die Stimmung Deiner Seele werfen zu lassen. O, ich tadle die sanfte Schwermut, die Dich oft bei der Dämmerung des Abends überfällt, keineswegs und preise Dich glücklich, wenn Du sie nicht durch Ausgelassenheit zu verdrängen suchst, sondern das Lesen eines gefühlvollen Dichters sie in wonnevoller Wehmut erhält. So waren meine letzten Abende in Winterthur, so meine meisten auf Kemnade, und izt, nach einem Vierteljahrhundert, denke ich noch mit Entzücken (daran). Aber, lieber Sohn, Dein Vater spricht aus Erfahrung; wir dürfen nie vergessen, dass wir uns durch die angenehmsten und edelsten Träumereien nie in eine Idealwelt versetzen können, dass die, in der wir noch wirklich leben, die nämliche bleibt, in deren Gebrechen wir uns nun einmal fügen müssen, wenn wir nicht, ohne sie besser, uns selbst noch elender machen wollen. Wir dürfen uns darum der

Empfindung nur insofern überlassen, als sie uns zu Handlungen reizt; denn alles blass Schöne dient uns in Wirklichkeit zu nichts. Wer aber will schön handeln können, wenn er nicht erst das Gefühl dafür hat? — Darum gab uns der Schöpfer beides, Vernunft und Phantasie; jene ist das unentbehrliche Nahrungsmittel unseres Geistes, diese die Würze desselben, die es auf die mannigfaltigste Weise schmackhaft erhält; nur müssen wir nie überwürzen wollen, wenn uns an gleichmässigem Wohlstande gelegen ist...

3.

St. Gallen, den 22. Juni 1819.

Lieber Wilhelm!

.. Es ist gewiss höchst nötig, dass wir uns einmal gänzlich über Kunst und Kunsthaltung rücksichtlich St. Gallens zu verstehen trachten. Du sagst: „St. Gallen ist verarmt und bedarf nichts so.“ — Wenn dies wirklich wäre, dann würde es freilich eine grosse Torheit sein, das Geringste anzuschaffen oder beizubehalten, das man nicht selbst braucht. Aber, wäre es dann nicht ebenfalls töricht, wenn der Künstler sich an einem verarmten Orte niederlassen wollte, der nichts von Kunst bedarf? Wann es mit St. Gallen diese Bewandtnis hat, dann müssen wir alles, was auf die Kunst nur einigermassen Bezug hat, sobald möglich und wohin es immer sei, zu verkaufen suchen und den Erlös zur Abzahlung der Schuld verwenden, aus der wir die Sachen angeschafft haben. Du musst dann Dein Lebenslang wegbleiben wollen und ich allenfalls in den Spital wandern!

Glaube ja nicht, lieber Wilhelm, dass ich mich anders als mit der höchsten Ernsthaftigkeit so äussere! Dieser Gedanke beschäftigt mich nicht das erste Mal, und wenn St. Gallen für die Kunst nichts kann, so kostet es mich keine Ueberwindung, Vieles zu veräussern.

So sehr jedoch unser Ort von seinem ehevorigen Wohlstand herabgesunken ist, so ist er darum noch nichts weniger als verarmt. Haben die St. Galler verhältnismässig weniger Landgüter als die Zürcher? — Die unsren sind allerdings äusserst geschmacklos, aber darum gewiss nicht wohlfeiler. Die Geschmacklosigkeit ist es, die ihnen eher den Schein von Dürftigkeit gibt, und der Krämergeist, dass weder Bibliotheken, Kunst- noch andere Sammlungen sich vorfinden für Genuss des Besitzes und selbst als Luxusartikel diesfalls nur äusserst wenig. Wie viel mehr Equipages aber hat es hier als selbst in Zürich, und nicht blass grosse Kaufleute halten solche, selbst Kleinhändler und Fabrikanten, die sonst mit der Kiepe auf dem Rücken herumwanderten, und Müller, Metzger und andere Handwerker haben eigene Chaisen und Pferde, um die Märkte zu besuchen —; ist dies Armut? Wir haben keine Anlagen wie ein Sihlhölzli, Höckler etc. Aber, was ist täglich für ein Treiben und Rennen von Familien, Gesellschaften und einzelnen Burgern in reizlosen Bauernschenken zu fressen und zu saufen! Als Dottenwil noch Wirtschaft war, wie viele zogen den Krobel vor? Was für einen andern Genuss kann man in der Schwizern, im Tablat, Schachen etc. etc. ausser dem Halbmässig finden? Sind solche Schenken nicht täglich besucht, und zwar nicht blass von solchen, die sich ungern zum Pöbel zählen lassen wollten? Nein, Geschmacklosigkeit ist es vorzüglich, was den St. Galler sich nicht erheben lässt; — es ist ein Erbgut von unsren alten Weibern, die in ihrem höchsten Wohlstande die Maler Fels, Gsell, Weiermann nötigten, ihr Glück ausser den Mauern der Vaterstadt zu suchen, die den geschickten Daniel Hartmann zwangen, sich zum Sudler herabzuerniedrigen, die seinen Sohn Hans Anton nach Bern vertrieben und

ihn in seinem Alter mit der elenden Stelle eines Messmers beglückten! Hat gegenwärtig ein einziger von allen unsren (seinsollenden) Gelehrten eine auserlesene, bedeutende Bibliothek? Was leisten unsere Professoren in den Wissenschaften und an der studierenden Jugend? Treibt nicht ihre Pedanterei noch immer die besten Köpfe von den Studien weg? Wo findet man die Aerzte, nachdem sie ihre Morgenbesuche gemacht haben? Auf dem Kaffeehaus, im Casino, auf Spazierfahrten, nur nie im Studierzimmer! Kurz aus Mangel an Geschmack befindet sich alles nur im niedrigsten Sinnengenuss behaglich.

Wenn also St. Gallen noch nicht verarmt, nur geschmacklos ist, — wäre denn kein Mittel aufzufinden, auch nur einen Funken dieses Göttergeschenkes hieher zu versetzen? Das ist nun der gordische Knoten, der gelöst oder endlich zerschnitten werden muss. Gelöst würde er bald sein, wenn wir mit eigenem Fond die Errichtung einer Kunsthändlung unternehmen könnten; zerschnitten wird er dadurch, wenn wir keine Unterstützung zum Unternehmen finden. Nach Unterstützung wollte ich trachten, als ein paar Worte in Deinem Briefe mir allen Mut benahmen. Du sagst nämlich: „Wir haben den Credit nicht, gehörig unterstützt zu werden.“ — Das fühlte ich beständig; aber noch nie fiel es mir so leidig wahr und stark auf, als da ich es in Deinem Briefe las.

Ob wir es verdienen, diesfalls keinen Credit zu haben, will ich izt nicht untersuchen. Genug, die Sache ist nun einmal so, und ich bin überzeugt, dass die Brüder Brunschweiler nur darum keine wirkliche Kunsthändlung hier in Flor gebracht haben, weil sie dazu nirgends fähig wären; ich glaube auch mit Dir, dass, wenn der junge Füsslin (Ragion Keller) hieher kommen würde, er hier banquerot ginge, weil ihm das überall bevorstehen wird. — Aber dannzumal erhielte ein folgendes Unternehmen einen gewaltigen Stoss, weil unser Publikum in seiner Kurzsichtigkeit in seine alte Leier heulte: ‘Es ist hier mit der Kunst nichts.’ Denn es weiss auf ein Haar, dass nur mit Fetzenhandel der St. Galler reich wird. Ich bin darum mit Dir nicht gleicher Meinung, dass bloss unser Misscredit und nicht zugleich Abneigung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Kunst das Hindernis sei, in hier Unterstützung für ein Kunsternehmen zu erhalten.

Dessen allem ungeachtet möchte der St. Galler doch noch einmal reif werden, mit einer Kunsthändlung einen Versuch zu machen, wenn ihm lebhaft genug dargetan werden könnte, dass gewisse Kunstprodukte wirklich ergiebige Handelsartikel werden könnten, wenn kein Fremder durch Prahlerei etwas hieher bringt, dem er als Spitzbub hernach entlaufen muss, und wenn Brunschweiler noch ein paar Jahre lebt, um seine als Handlung geachtete Budik dann nicht eingehen zu lassen.

Es frägt sich also, da bei gegenwärtiger Zeit und Verhältnissen von uns nichts getan werden kann, ob wir diesfällige Absichten für die Zukunft behalten wollen oder ein für allemal alles, was je auf Kunsthandel hindeutet und dahin Bezug hat, aus dem Sinn schlagen sollen? Hierüber erwarte ich von Dir eine überdachte Antwort. — Der Antwort zufolge wird es sich dann ergeben, was mit allen denen Artikeln zu tun sei, die einsweilen tot daliegen und nur Zins fressen.

Mit dem Drucken der Courszettel, Ettiketen und dgl. höre ich einsweilen oder für immer auf . . . Wenn man mich mit nichts anderm zu beschäftigen weiss, so will ich lieber Gassen fegen. Und wenn man in meiner Vaterstadt nicht mehr weiss, wer St. Gallens Geschichtschreiber ist, so muss man doch noch wissen, dass ich Burger bin, und kann mir darum zuletzt die Musprund nicht versagen. — Doch Punktum! Ich bin zu innig angegriffen.

Aeusserst leid tut mir Deine Stimmung bei herannahendem Gewitter. . . Wills Gott, werden wir uns aus unsrer untröstlichen Lage doch auch noch etwas erheben, und dann sind Du und ich für Gemütserheiterung wieder empfänglicher. Indessen: ex duris gloria!
Dein Dich stets liebender Vater G. L. Hartmann.

4.

(Ein Schnabelbrief)

St. Gallen, den 1. Julij 1820.

Lieber, guter Wilhelm!

Da Du zu meiner grossen Erleichterung der Aufnahme heiterer Ansichten und Ideen wieder auf einen gewissen Grad empfänglich bist, so muss ich Dir doch etwas Näheres von dem melden, was Dein letztes mir zugesandtes Gemälde bei der Jahresversammlung der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft für einen Eindruck gemacht habe. Wer einigermassen Kunstkennner ist oder es zu sein scheinen möchte, gab ihm Beifall, ohne in Kritik einzutreten, wozu der Ort nicht war. Als Hauptgegenstand des Stückes sprachen vorzüglich die Vögel an, und von den Mitgliedern einer Gesellschaft, die sich für alle Zweige der Naturkunde interessieren sollte, darf es gleichwohl nicht befremdend sein, wenn nicht jedes derselben Ornithologe ist. Aber, wer Mitglied einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft sein will, sollte sich denn doch in keinem Fache solche Verstösse zu schulden kommen lassen wie einer von uns, den ich nicht weiter kenne, aber mich sehr irren müsste, wenn er nicht ein Medicinae Doctor sein wollte. Er frug seinen Nachbar, auf den Kolibri weisend: „Ist das nicht ein Schnepf?“ Dieser antwortete: „Nein, es ist sonst ein Vogel.“ „Ha“, erwiderte der erste, „ich habe geglaubt, es sei ein Schnepf, weil er einen so langen Schnabel hat!“ — Es verdross mich nachher sehr, dass ich nicht nach den Namen dieser gelehrten Mitglieder unserer Gesellschaft frug.

Ohne sich um die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Kolibri oder Schnepfen zu bekümmern, meinen andere Leute, seitdem es bekannt ist, dass Du von dem Prinzen von Neuwied einen Ruf erhalten hast, dass zwischen Dir und einem Prinzen wohl auch kein grösserer Unterschied mehr stattfinden könne als der, der in der Schnabelslänge bestehe, und dass Dein Schnabel sich gewaltig müsse verändert haben, seitdem Du von St. Gallen weg seiest. Trachte, dass Du unsere guten St. Galler in ihrer hohen Meinung, die sie nun einmal von Dir gefasst haben, erhaltest, damit sie dereinst ihre Schnäbel mit dem Deinen nicht mehr messen wollen. . .

5.

St. Gallen, den 14. Novembris 1820.

Meinem Versprechen gemäss folgen nun einige Nachrichten über ökonomische und naturwissenschaftliche Gesellschaften. Erstere hielt ihre Jahresversammlung den 13. September, und Steinmüller eröffnete als Präsident die Sitzung mit einer Rede, wie es von ihm zu erwarten war. Der Inhalt war ein Bericht, womit sich die dirigierende Kommission das Jahr hindurch beschäftiget und was sie bewirkt habe, — wahrlich wenig genug! Dann ward mit kriechender Schmeichelei der Unterstützung der Regierung erwähnt, die 400 Franken zur Ausführung gemeinnütziger Pläne hergab nebst den Modellen der Fellenbergischen Ackergerätschaften, die sie vor einigen Jahren anschaffte und seither in einem Plunderwinkel liegen hatte. Ferner verschaffte sie etwas Körner von chinesischem Bergreis und Hirsengras, die von dem schweizerischen Geschäftsträger in Wien dem Vorort

Luzern zum Versuch der Anpflanzung empfohlen wurden. Die Kommission teilte diese Samenkörner an achtzehn Mitglieder der Gesellschaft in verschiedene Gegenden des Kantons aus und erwartet den Erfolg. Dann wurden Nachrichten von Versuchen des Herrn Kreisammann Heer in Rheineck mitgeteilt, den Tabaksbau im Rheintal einzuführen, und bei diesem Anlasse von Herrn Kantonrat Scherer in Peterszell eine kleine Abhandlung verlesen, den Grundsatz beleuchtend, dass wir uns der Selbstanpflanzung alles dessen befleissen sollen, was uns zum Bedürfnis geworden ist, selbst in solchen Fällen, wo wir die gleiche Waare vom Auslande in einem etwas niederern Preise beziehen zu können glauben. Diese kleine Vorlesung war höchst beherzigungswert. Herr Dechant Schmidt in Balgach hat, nach Anzeige der Kommission, ihr interessante Bemerkungen über die Anpflanzung des amerikanischen Mais mitgeteilt und dadurch die vorzügliche Nützlichkeit des gewöhnlichen Türkenkorns unserer Gegend erwiesen. Um den Vor- und Nachteil der Methode, das Abfallen der Traubenbeere gleich nach der Blüte zu verhindern, näher zu prüfen, ward die Forersche Anleitung nebst dem Instrumente an zwanzig Mitglieder in weinbauende Gegenden mitgeteilt; ein sicheres Resultat ist erst nach dem Verlaufe einiger Jahre zu erwarten. Die so vielfach besprochene mechanische Hanf- und Flachs- Brechmaschine ward nicht angeschafft, weil neueste Berichte, (vielleicht höchst einseitige) von Genf her derselben allen Nutzen absprechen wollen, — ja nur eine gering kostende Reibemaschine zur Verwandlung der Erdäpfel in Mehl blieb noch unangeschafft. Ueber 203 Fragen, die den Mitgliedern wahrlich sehr unzweckmässig zugestellt wurden, hiess es überhaupt, dass einige bereits genügend (?) beantwortet seien. Dr. Aepli verlas kurze Bemerkungen über den neuunternommenen Gartenbau der Bürger von St. Gallen, die von lokalem Werte sind; aber in die Alpina, wo sie St(eimüller) will abdrucken lassen, gehören sie nicht. Ein Vorschlag des Strumpfstrickers Billwiller, die amerikanische Seidenpflanze in hier anzubauen, ward der dirigierenden Kommission zur näheren Erdaurung empfohlen. — Drei Mitglieder traten aus der Gesellschaft aus und neun andere wurden angenommen. Burgstaller, das geistliche Schwein im Wittenbach,¹⁾ kam in die dirigierende Kommission, und Grüter von Andwil, ein Bauer, der nur nicht fertig sprechen kann, ward an Blattmanns Stelle zum Vicepräsidenten ernannt! Es ward auch ein Vorschlag gebracht, eine Preisaufgabe über Pferdezucht auszuschreiben (bedarf diese, des ersten Preises, der hier ausgeschrieben wird, Vorwurf zu sein?), aber dann geziemend sich dahin bescheiden, wegen Preisausschreibungen erst mit der hochlöblichen Regierung Rücksprache zu nehmen. — Auf ehdessen geflossene bittere Privatbemerkungen an Steinmüller, von Blattmann und mir, dass nur eine allgemeine Versammlung des Jahrs so viel als nichts sei, trug die dirigierende Kommission darauf an, jährlich vier allgemeine Versammlungen zu halten. Da erhob sich der an Leib und Seele gleich dürre, einbildische Regierungsrat Messmer und wollte beweisen, dass dies 'die Gesellschaft zersplittern heisse', wenn man nicht die dirigierende Kommission so walten lasse, dass mehr als eine Generalversammlung jährlich nicht nötig sei. Die übrigen Mitglieder würden bei mehreren Versammlungen der eine izt und der andere ein andermal kommen, und so hätten wir endlich nie eine Generalversammlung. Er sei in der Sitzung nicht zugegen gewesen, wo dieser Vorschlag erkannt worden, sonst würde er entgegen gesprochen haben (welcher Eigendünkel und welche Sottise für seine Kollegen!). Alles schwieg. Da nahm endlich ich das Wort, folgender-

¹⁾ Blasius Burgstaller, 1752—1837, Kaplan in Wittenbach, mehr Landwirt als Geistlicher. S. über ihn Peter Ehrenzeller in den Jahrbüchern der Stadt St. Gallen, 1835—1841, S. 526 ff.

massen: Ich müsse nicht nur dem Vorschlag der Kommission, jährlich vier allgemeine Versammlungen abzuhalten, gänzlich beipflichten, sondern könnte mich nicht genug wundern, wie Herr Regierungsrat Messmer darin eine Zersplitterung der Gesellschaft sehen wolle. Der Begriff einer Gesellschaft bestehe allernächst in persönlichen Zusammenkünften; sich alljährlich nur einmal versammeln, um ergebenst zu vernehmen, was ein geheimer Rat, den unsre dirigierende Kommission gleichsam würde, für gut fände uns vortragen zu lassen, dies gehe gegen den Begriff einer Gesellschaft. Persönliche Zusammenkünfte aller Mitglieder soviel möglich müssten unser gesellschaftliches Verhältnis heben. Die Kommission habe 203 Fragen an alle Mitglieder erlassen; sie hängen aneinander wie eine Schnur Froschelaich, aber eben darum scheinen sie mir unzweckmässig. Viele unserer Mitglieder denken höchstens richtig, sie können sich auch noch im Sprechen gut ausdrücken; aber sich schriftlich mitzuteilen seien viele nicht imstande. Durch persönliche Unterredung müsse eine Idee die andere wecken; durch einen solchen Ideenaustausch werden selbst neue Ideen geweckt, die der tote Buchstabe in gedruckten Fragen nie zu beleben vermöge. Ich stimme daher nach dem Vorschlag der Kommission jährlich auf vier Sitzungen. Nun äusserte Schlumpf, der Grosse, und dann Burgstaller, mein Vortrag habe sie so erbaut, dass sie monatlich eine allgemeine Sitzung abgehalten wünschen. Daraufhin wollte Messmer doch nicht ganz sinken und sagte mit seiner affektierten Kaltblütigkeit: „Was will man sich doch mit vielen Versammlungen übereilen! Wenn denn jährlich mehr als eine sein muss, so lasse sich die Gesellschaft im Frühling von der Kommission vortragen, was sie für dies Jahr angeordnet habe, und im Herbst, was ausgeführt sei“. Ich wollte nicht weiter opponieren, weil ich im Ganzen doch keine Dauer ersehe, und daher ward dieser Vorschlag angenommen.

Und nun zur naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu gelangen, — inzwischen ärgert mich dies prahlerische Wort allemal; denn wie naturwissenschaftlich die meisten Mitglieder sind, sieht man ihnen auf den ersten Augenblick an, da viele im eigentlichen Sinn sich, ohne Erröten, nur nicht naturforschend sollten nennen lassen, — also, die sogenannte naturwissenschaftliche Gesellschaft hat seit der Generalversammlung (von der ich Dir noch geschrieben habe) nichts hervorgebracht, das mich besonders interessieren könnte. Ich rügte sogar einmal die zu vielen bloss medizinischen Vorlesungen. Der Präsident¹⁾ verlas in zwei Malen einen Rapport über die Versammlung der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft in Genf, äusserst weitschweifend und in einem so süßlichen Stil und Tone, dass ich nur aus grossem Ärger darüber nicht einschlief. In der letzten Sitzung (am 1. des Monats) liess man Raritäten sehen, und da erwies es sich sattsam, ob unsere Gesellschaft aus unwissenden, neugierigen Kindern oder aus Naturforschern bestehet. — Vor ein paar Monaten hatte nämlich Herr Landammann Müller von Friedberg ein gar sonderbares Geschenk aus Egypten erhalten, — eine zierliche Mumie, wie seit vielen Jahren in Ober-Egypten keine mehr gefunden worden sei (ihr Wert wird auf wenigstens ein paar tausend Gulden geschätzt, und sie ward ihm franco gesandt). Sowie dies unverhoffte Geschenk angelangt war, wurden die Hochgelehrten etc. Herrn Dr. Zollikofer, Professor Scheitlin und Apotheker Mejer etc. zu einer Beratung gerufen. Man öffnete nun den egyptischen Sarg oder das eigentliche Futteral über die wirkliche Mumie, deren hieroglyphische Bemalung noch so neu wie von gestern scheint. Nun beschlossen die Hochgelehrten Herren, dass auch die Mumie selbst entwickelt werden müsse. Aber niemanden

¹⁾ Dr. Kaspar Tobias Zollikofer, 1774—1843.

fiel es ein, sich von einer Entwicklungsstufe zur andern genaue Zeichnungen machen zu lassen; sondern es wurde nur unregelmässig losgerissen, bis endlich der Kopf und die Achseln unversehrt zum Vorschein kamen; aber gegen Anfang der Brust litt durch das gewaltsame Zerren die Haut schon etwas. Da befahl der Eigentümer, mit fernerem Entwickeln innezuhalten. Er liess nun einen Sarg mit Glasdeckel machen, den noch umwickelten Körper (vermutlich, weil die Umwicklung durch Unwissenheit zu sehr verdorben ist) mit Atlas und Goldfransen einhüllen, und so modernisiert wird die Antiquität nächstens auf die ehemalige Stiftsbibliothek abgegeben werden. Dr. Sins¹⁾ hat, mit Beihilfe Professor Scheitlins, eine Vorlesung zustande gebracht, die wenigstens für mich auch kein Wort enthielt, was ich über Mumien und deren Einbalsamierungsarten nicht schon wusste. Darum reizte es mich wenig zu hören, was der Vorleser von dieser Mumie noch Besonderes anzubringen haben werde, zumalen die Gicht in meinem Fusse mich auch nötigte, sobald möglich aus dem feuchten Hörsaal wegzukommen. Nach meiner Abwesenheit und der Beendigung dieses Gegenstandes las Dr. Schläpfer noch den Schluss seines Vortrages über st. gallische Versteinerungen. Scheitli habe bei diesem Anlasse deren auch noch vorgewiesen, und in der Verdankung des Präsidiums über diese Arbeiten sollen die unkundigsten Aeusserungen über den Gegenstand vorgekommen sein, bloss um dem Präponenten Weihrauch zu streuen.

Ich habe seit geraumer Zeit schon bemerkt, dass Zollikofer und Mejer verstanden sind, mich bei der Gesellschaft in Schatten zu setzen, weil ich mein Bischen eigentümliches Licht nicht als Abglanz ihres Sonnenscheins betrachte. Besonders liess sich das Präsidium und das Protokoll angelegen sein, meiner Einwendungen gegen Schläpfers Aufsatz nicht zu erwähnen, damit er von ihrer Unkunde und Einseitigkeit her ein desto grösseres Lob erhalten möge. Sie haben Persönlichkeit, ich nur die Wissenschaft im Augenmerke; darum verabscheue ich, dass man dieser jener wegen Zwang antun will, und sehe alle die als die elendesten Wichte an, die so etwas auch nur momentan zu unternehmen versuchen. Zollikofer kennt mich diesfalls aus Ereignissen in andern Verhältnissen und scheut oder fürchtet mich daher in jeder Beziehung; sonst würde ich wahrscheinlich meiner unrücksichtlichen Aeusserungen wegen schon aus der Gesellschaft ausgeheckt worden sein.

Was ist aber für ein Genuss, unter solchen Verhältnissen Mitglied einer Gesellschaft zu bleiben? Wenn man jünger ist, hegt man die Hoffnung auf eine vorteilhafte Veränderung dieser Verhältnisse, zu der man dann als Mitglied, desto eher mitwirken könne, — und der Alte denkt — nur auf seine Resignation. Mit solcher Resignation beschäftige ich (mich) für mich izt sehr, obgleich ich noch zu keinem Resultate gekommen bin.

6.

St. Gallen, den 19. März 1821.

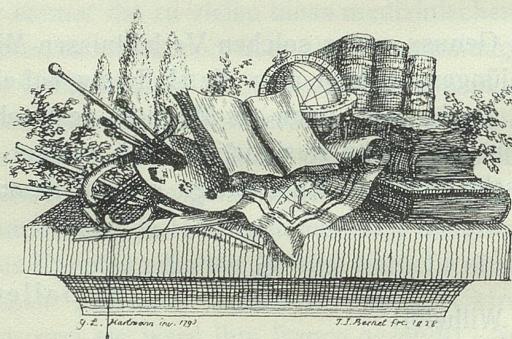
Lieber Wilhelm!

.... Du bist unglücklich nicht an sich, sondern weil Du immer zu excentrisch denkst und fühlst. Allerdings hast Du aus Mangel an Menschenkenntnis und aus Eigendünkel Dir vieles Bittere zubereitet und auch mir! Aber was Teufels hilft nun das Gequak und Gewinsel hierüber? Nichts, als dass es immer mehr erschlafft. „Was einmal war, lässt sich nicht mehr ungeschehen machen“, ist freilich eine Sentenz, die dem Leichtsinn

¹⁾ Dr. Johann Sinz, Schwiegersohn Müller-Friedbergs.

trefflich dienet. Aber der wahre Philosoph ersieht in ihr eine Wahrheit, die ihn nicht bis zum untätig Reumütigen, nicht zum alles duldenden Büßer erniedrigen soll, sondern ihn auf eine Stufe der Tätigkeit erhebt, wo er mehr wirkt als keiner, der nie gestrauchelt hat. Ich sage Dir darum ernst und freundlich: Komme mir nicht mehr mit Abbitten gegen mich! Ich bin längst überzeugt, dass Du Deine jugendliche Unbesonnenheiten als solche innig bereutest und einsiehest, wie Du zu Deinem eigenen Nachteile mich zu lange verkannt hattest. Ich würde Dir ja nicht aufrichtig vergeben haben, wenn ich wiederholte Abbitten noch ferner leiden könnte.

In Betreff Deiner Philosophie liess ich Dich immer ungestört spekulieren; denn frühere Einwendungen würden auch da ohne Eindruck abgeprallt sein. Nun aber scheint mir doch, Du seiest zur Einsicht von selbst gelangt, dass Philosophie (das, was gemeinlich wir so heissen) so wenig eine Panacee für den kränkelnden Geist ist, als es je eine Panacee gegen alle Körperübel gibt. Spekulative Philosophie scheint uns eine Zeitlang über alles zu erheben. Aber so wenig noch je ein Sterblicher auf das Zentrum aller Wahrheit traf, so wenig wird auch in Zukunft je einer auf diesen Punkt treffen, weil unser dermaliger Organismus uns hindert, das Gewebe aller Subtilitäten unverwickelt und unzerrissen in seine Unendlichkeit zu verfolgen. Da staunet dann der Stolz des armen Menschen und schafft sich Hypothesen, die nicht in der Natur des Ganzen, nur in seiner gröberen Organisation einen Haltungspunkt finden, und zweifelt, weil er nicht glauben will, an allem. Der Tor! Ist Zweifeln denn Wissen oder auch nur eine Modifikation des Glaubens? oder ist darum etwas nicht wahr, wenn ich es als wahr nicht erweisen kann? Ich weiss gar wohl, dass an dieser Klippe alle Philosophie scheitern und im Mystizismus ersaufen kann. Darum wird sich aber der wahre Philosoph nicht in alle Buchten einer Terra incognita hineinwagen und anstatt der spekulativen lieber die praktische Philosophie sich zum täglichen Genusse wählen. Nur diese ist Nahrung, jene bloss Arzneimittel, das, zu oft oder in zu starker Dosis genommen, uns aufreibt. Dies also mein kurzes Glaubensbekenntnis auch über diesen Gegenstand...



Vignette. Stich von J. J. Bernet nach G. L. Hartmann.